1,50 DM / Band 168
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Teufels-Dschunke

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Die Teufels-Dschunke

John Sinclair Nr. 168

von Jason Dark

erschienen am 22.09.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Teufels-Dschunke

Fünf Männer hatte der Kaiser bereits hinrichten lassen. Nun sollte Tschu Wang, der Anführer, geköpft werden. Der Henker enthauptete auch ihn, und der Kaiser glaubte, den Bund der Roten Schlange vernichtet zu haben.

Die Leichen wurden auf eine Dschunke geschafft, die bei günstigem Wind aufs Meer segelte. Doch der Kaiser irrte. Tschu Wang war zwar geköpft worden, er existierte aber nach wie vor. Und er kam zurück.

In einer dunklen Nacht lief 1000 Jahre später die Teufels-Dschunke in London ein…

Hal Pereira rührte seelenruhig den noch flüssigen Beton und grinste dabei wie ein kleiner Teufel.

Monster Manson stand neben ihm, grinste ebenfalls, aber weitaus dümmlicher. Er hielt eine Maschinenpistole in seinen kohleschaufelgroßen Fäusten.

Der dritte Mann starrte einmal auf den Zementrührer, dann wieder auf Monster Manson, dem das linke Ohr fehlte und dessen Unterlippe gespalten war. Daher auch der Name Monster. Eigentlich hieß er ja Nick, aber niemand nannte ihn so.

Die Schüssel mit dem Zement war für den dritten gedacht. Es war kein Weißer, sondern ein Chinese. Seinen richtigen Namen wußte ebenfalls keiner mehr. In der Organisation hieß er nur Chink.

Und Chink sollte sterben!

Ein Tod, wie er in der Mafia einem Verräter zusteht. Man steckte die Beine des Delinquenten in flüssigen Beton, wartete, bis er hart war und kippte den Mann dann ins Meer.

Spurlos liquidieren, hieß es in der Fachsprache, und der Chinese war nicht der erste, der auf diese Art und Weise ums Leben kam.

Denn der große Logan Costello, Mafiaboß und Unterweltskönig von London, schaffte sich seine Gegner immer auf diese Art und Weise vom Hals. Die Themsemündung war ein idealer Ort. Hier achtete niemand darauf, wenn ein kleines Boot über die Wellen tuckerte.

Man mußte natürlich genau über die Position der Polizeiboote Bescheid wissen, aber das war kein Problem. Costellos Beziehungen reichten sehr weit.

»Fertig?« fragte Monster Manson.

»Gleich«, antwortete Pereira.

Monster Manson lachte. Dann schaute er den Gefesselten an. Er hockte auf einer schmalen Sitzbank und war wie ein Paket verschnürt. Nicht einmal den kleinen Finger konnte er rühren. »Wie fühlst du dich eigentlich, Chink?«

Der Mann gab keine Antwort. Er hob nur den Kopf. Im blassen Sternenlicht war zu erkennen, daß seine Haut in allen möglichen Farben schimmerte. Der Mann hatte wirklich einiges hinter sich. Er war durch die Verhörmühle der Mafia gegangen. Im Gegensatz zur Polizei wandten diese Verbrecher den Dritten Grad eiskalt an.

Dabei hatte der Chinese einmal zu ihnen gehört. Er war sogar einer der Starkiller gewesen, denn seine Art des lautlosen Tötens mit der Seidenschlinge war in der Organisation sehr gefragt gewesen.

Doch als er dann einen Landsmann umbringen sollte, hatte er sich geweigert. Nicht weil Familienbande oder ethnologisches Zusammengehörigkeitsgefühl ihn daran hinderten, nein, er hatte von einem Fluch gesprochen, der über dem Betreffenden lasten sollte.

Und er hatte ihn sogar gewarnt. Irgendwie hatte Costello, der große

Boß, es herausbekommen und sofort seine Konsequenzen gezogen.

Chink mußte sterben!

Hal Pereira richtete sich auf. Mit dem Handrücken wischte er Schweiß von seiner Stirn. Die Rührerei hatte ihn angestrengt. Er schaute auf seine Uhr.

Kurz vor Mitternacht.

Genau die richtige Zeit, um so einen Job zu erledigen, dachte er und griff zu den Zigaretten. Zweimal wurde die Flamme des Feuerzeugs ausgeblasen, dann brannte der Glimmstengel endlich.

Pereira blies den Rauch in die Luft.. Der Wind fuhr durch seine braunen Haare, hob sie an und legte die Stirnglatze frei, die Pereira mit seinen 35 Jahren schon besaß. Er und auch Monster Manson gehörten zum Exekutionskommando der Mafia. Die beiden waren Männer ohne Gewissen, es machte ihnen nichts aus, Menschen zu töten. Zudem wurden sie gut bezahlt.

Die See war ruhig. Den Motor des Bootes hatten die Männer abgestellt und ließen sich nun von der Strömung treiben. Das Meer glich einer dunklen Fläche, auf der hin und wieder weiße Hüte tanzten.

Es waren die Schaumkronen der Wellen. In der Ferne schimmerten Lichter. Dort lag eine Fabrik am Ufer der Mündung.

Schiffe waren so gut wie keine unterwegs. Die Männer hatten hier wirklich die Ruhe, die sie für den anstrengenden Job benötigten.

Pereira drehte sich zu Manson um. »Du kannst dich jetzt betätigen, Monster.«

Manson nickte und legte die MPi zur Seite. Er rieb seine dicken Hände, bückte sich und umfaßte den schüsselähnlichen Trog. Dann kippte er ihn zu sich hin und rollte ihn auf den Delinquenten zu.

Direkt vor den Beinen des Chinesen blieb der Trog stehen. »Die Füße hoch, Chink!« befahl Monster Manson.

Der Chinese spie ihm ins Gesicht. Damit hatte der Killer nicht gerechnet. Als der Speichel auf seiner Haut klebte, wischte er ihn mit der rechten Hand weg und schlug mit der linken zu.

Der Kopf des Chinesen flog zur Seite, das Gesicht verzerrte sich, und Manson hatte schon wieder ausgeholt, doch ein Zuruf seines Kumpans stoppte ihn.

»Laß es, sonst bekommt er ja nichts mehr mit!«

Monster Manson nickte. »Du hast recht!« keuchte er, bückte sich, packte die gefesselten Beine, hob sie an und stellte sie in den Bottich mit Beton. Ein paar Spritzer bekam der Killer gegen die Hosenbeine, doch darum kümmerte er sich nicht. Hauptsache, die Beine steckten fest. Er drückte noch mal auf die Knie, damit er sicher sein konnte, daß die Füße auch den Boden berührten, dann nickte er zufrieden und grinste wieder.

Der Chinese war totenbleich geworden. Auf seiner Stirn schimmerten die kleinen Schweißperlen. Scharf traten seine Wangenknochen hervor, die Lippen bildeten einen Strich, nur in den schmalen Augen steckte Leben. Und dieser Blick versprach den beiden Killern nichts Gutes, er strahlte einen tödlichen Haß aus.

Die beiden Mörder kümmerten sich nicht darum. Der Mann konnte ihnen nicht mehr gefährlich werden.

Dachten sie…

»Ein paar Minuten bleiben dir noch, bis das Zeug hart ist«, sagte Pereira. »Willst du eine Zigarette?«

Kopfschütteln.

»Dann eben nicht.« Pereira grinste dünn und schaute über die Reling hinweg aufs Meer.

Nach zwei Sekunden bereits wandte er sich wieder um, denn der Chinese redete.

»Ihr könnt mich töten«, sagte er, »aber ihr könnt den Fluch nicht aus der Welt schaffen. Ich habe gehört, daß die Teufelsdschunke unterwegs ist. Meine Brüder haben die Geister der Verfluchten beschworen, und ihr werdet dafür büßen, das könnt ihr mir glauben.«

»Rede keinen Mist«, erwiderte Pereira. »Du hättest den Kerl umlegen sollen und basta.«

»Nein, er ist nicht zu töten.«

Da lachte Pereira. »Jeder ist zu killen. Ich, Monster Manson, und auch du, das wirst du gleich merken.«

»Aber, nicht Tschu Wang.«

Pereira lachte. »Und wer ist das?«

»Ein Dämon und ein Mandarin, der seit 800 Jahren den Geistern des Meeres gehört.«

»Dann soll er auch dort bleiben.«

»Nicht mehr, denn die Bande der roten Schlange hat ihn beschworen. Und Tschu Wang wird zurückkommen, glaubt es mir. Seine Rache wird euch treffen. Und sie wird schlimmer sein, als es überhaupt vorstellbar ist. Es gibt nichts mehr, was euch retten könnte. Ihr seid verloren, ein für allemal.«

»Das Zeug ist jetzt hart«, unterbrach Monster Manson die Rede des Todgeweihten.

Pereira nickte. »Dann werden wir ihn mal von Bord schaffen.« Er wollte sich jedoch selbst überzeugen, bückte sich und prüfte mit den Fingern die Festigkeit der Masse.

»Ja, das geht!«

Als er sich wieder aufrichtete, griff Monster Manson zu. Mit beiden Händen umfaßte er die Schultern des Chinesen, griff sehr hart zu und rollte die Schüssel mit dem Zement und dem darinsteckenden Chinesen auf die gegenüberliegende Reling zu. Es war die

Backbordseite des Schiffes. Dort sollte der Verräter ins Meer gestoßen werden.

Der Chinese richtete seinen Körper noch einmal auf, soweit es die Fesseln erlaubten. Er schaute über das Meer und begann leise zu lachen, was die beiden Killer irritierte.

»Findest du das so spaßig?« fragte Monster Manson.

»Nein, das Sterben ist kein Spaß.«

»Warum lachst du dann?« erkundigte sich Pereira.

»Weil sie schon da ist.«

»Wer ist da?« Pereira hatte sich eine zweite Zigarette angezündet und blies dem Chinesen den Rauch ins Gesicht.

»Die Teufelsdschunke!« flüsterte der Todgeweihte.

Pereira trat mit dem rechten Fuß auf. »Soll das ein letzter Trick sein, Chink?«

»Nein, es ist keiner. Schaut doch selbst. Da hinten, der Schatten über den Wellen. Das ist sie. Und sie kommt näher. Ich habe es gewußt. Tschu Wang hat überlebt. Man kann den Fluch aufheben, die Brüder der roten Schlange haben es geschafft.« Er lachte wieder, und dieses Lachen machte selbst die hartgesottenen Killer nervös.

»Verdammt, kipp ihn in den Bach!« zischte Pereira.

Monster Manson nickte nur. Er faßte den Chinesen unter und wuchtete ihn mitsamt der Zement gefüllten Schale in die Höhe, um ihn über die Reling zu schleudern.

Auf halbem Wege verharrte er. Der Mann rutschte ihm wieder aus dem Griff, und die Schale wuchtete mit einem dumpfen Geräusch auf die Decksplanken.

Hal Pereira wurde wütend. »Verflucht, was ist los?«

»Guck… guck mal nach unten!«

»Wo?«

»Da sind welche.« Monster Manson streckte die Hand aus und deutete über Bord.

Hal Pereira beugte sich vor. Er machte den Hals lang und bekam im nächsten Augenblick große Augen, wobei noch ein unartikuliertes Geräusch aus seinem offenen Mund drang.

Sein Kumpan hatte recht gehabt. Da schwamm wirklich etwas auf der Wasserfläche.

Dinge, die überhaupt nicht hierher paßten, die eher in ein Gruselkabinett gehörten.

Es waren weißgelbe Totenschädel!

***

Sie schwammen auf dem Wasser, und sie erinnerten Hal Pereira an Korken, so sehr hüpften sie auf und nieder.

Der Killer schluckte. Plötzlich fühlte er sich verdammt unwohl, und

als er einen Blick nach rechts warf, wo der Chink und Monster Manson standen, da sah er das wissende Lächeln auf dem Gesicht des Chinesen, und die Furcht in den Zügen seines Partners.

Pereira holte tief Luft. »Du weißt was!« schrie er den Todeskandidaten an. »Du weißt mehr, verdammt!« Seine Rechte fuhr vor. Die Finger wühlten sich in den Stoff des Jacketts, und der Killer schüttelte den Chinesen durch.

Monster Manson war zurückgewichen. Er hielt sich raus, aber seine Angst war unverkennbar. Er traute sich nicht, auf die Wasserfläche zu blicken, sondern starrte krampfhaft auf seine Schuhspitzen und die Decksplanken.

»Was wird hier gespielt? Welche Schau ziehst du hier ab?« keuchte Pereira und schüttelte den anderen noch mehr durch. »Rede, verdammt, was ist das?«

»Tschu Wang ist zurückgekommen. Ich habe es euch doch gesagt. Die rote Schlange hat ihn beschw…«

Mit dem Handrücken schlug Pereira den Mann gegen die Lippen.

Die Worte verstummten. Dann wirbelte der Killer herum und fauchte seinen Kumpan an. »Los, über Bord mit ihm!«

»Und die Schädel?«

»Die sind mir scheißegal. Ich will den Chink tot sehen!«

Monster Manson nickte. Sie faßten jetzt gemeinsam an und hievten den Mann hoch. Die Reling benützten sie als Stütze, schoben ihn weiter vor und verlagerten sein Gewicht so, daß sie ihn kippen konnten.

Der Chinese lachte. Er lachte auch noch, als er fiel. Nur als die Wogen über ihm zusammenschlugen, da lachte er nicht mehr.

Wie ein Stein versank er in der Tiefe.

»So«, sagten die beiden Mörder wie aus einem Munde. Dann jedoch verstummten sie.

Hatten sie beim ersten Hinschauen vielleicht noch an eine Täuschung geglaubt, so wurden sie jetzt eines Besseren belehrt. Die schwimmenden Totenschädel hatten sich formiert und einen Kreis um das Boot gebildet, das meldete Monster Manson, als er zur Backbordseite lief und dort über die Reling schaute.

»Sie haben uns eingekreist!« kreischte er. Er drehte sich um, und sein Gesicht war leichenblaß.

Pereira fluchte. »Gib mir deine MPi!«

Monster Manson hörte nicht. Er bibberte nur. Er, der große Killer, hatte plötzlich Angst. Die Worte des Chinesen waren bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen, und die Saat war auch aufgegangen.

»Her mit der Waffe!«

Nun reagierte Monster Manson. Er hob die Maschinenpistole auf und warf sie Hal zu.

Pereira verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Jetzt werden wir doch mal sehen, was an diesen verdammten Schädeln überhaupt dran ist«, knirschte er, wandte sich um und schaute über die Reling.

Da tanzten sie auf dem Wasser. Wunderbar blieben sie zusammen und bildeten eine lange Reihe. Selbst ein Kleinkind hätte sie mit der Maschinenpistole getroffen und auch zerhämmert. Das war überhaupt keine Kunst.

Pereira kippte die Waffe, so daß die Mündung auf die Wasseroberfläche wies. »Ich werde es euch zeigen«, flüsterte er rauh, glich das Schwanken des Bootes aus, indem er sich breitbeiniger hinstellte und zog dann den Stecher zurück.

Die Maschinenpistole bewegte sich in seinen Händen. Sie tanzte und vibrierte. Vor der Mündung leuchteten gelbrote Flämmchen auf. Kugel auf Kugel spie die Waffe aus. Die erste Garbe hieb in das Wasser und ließ Fontänen hochsteigen, dann schwenkte Pereira die Waffe, führte sie im Halbkreis von links nach rechts und wollte jetzt die schimmernden Totenschädel wie Kegelpuppen abräumen.

Er traf auch.

Pereira sah, wie die Schädel unter den Einschlägen der Geschosse zuckten und hüpften. Normalerweise hätten sie zersplittert sein müssen, doch das geschah nicht.

Die Kugeln prallten ab!

Pereiras Schreie mischten sich in das Hämmern der Waffe. Er wußte selbst nicht genau, weshalb er schrie. Vielleicht war es der Streß, der ihn so handeln ließ, aber er schoß, bis das Magazin leer war.

Die Reihe der Schädel hatte sich aufgelöst. Längst bildeten sie keine Front mehr, sie waren durch die Aufprallwucht der Geschosse aus der Formation herausgerissen worden, aber Hal Pereira hatte sie nicht zerstören können.

Das sah er mit Schrecken!

Die Schädel tanzten und hielten sich weiterhin auf dem Wasser.

Wenn Wellen anrollten, wurden sie überspült, wieder hochgehoben und weiterbewegt.

Trotz des nur schwachen auf das Meer fallenden Sternenlichts sah Hal Pereira genau die leeren, toten Augenhöhlen der Schädel. Sie schienen ihn anzustarren, und die offenen Mäuler grinsten ihm ins Gesicht, voller Hohn und Spott.

Er drehte sich um.

Monster Manson stand schreckensbleich an Deck. Die großen Mörderhände öffneten und schlossen sich in unregelmäßigen Intervallen. Er war völlig durcheinander.

»Ein neues Magazin!« schrie Pereira.

»Sie sind nicht kaputt?« fragte Manson weinerlich.

»Ach, verflucht, leck mich doch. Gib mir das Magazin, du

Dreckskerl!«

Monster Manson reagierte nicht. Pereira sprang vor, lief zum Heck, öffnete eine Klappe und holte aus der Bank ein Reservemagazin hervor, das er sofort in die Waffe schob.

»Okay«, sagte er und knirschte mit den Zähnen. Er warf einen schnellen Blick über die Steuerbordseite.

Auch hier tanzten die Schädel.

Und sie hatten den Kreis enger gezogen. Vorhin befanden sie sich noch drei bis vier Yards vom Schiffsrumpf entfernt, jetzt war die Distanz auf die Hälfte geschrumpft.

»Hol dir auch eine Kanone!« brüllte Pereira seinem Kumpan zu.

Monster Manson nickte. Er hatte sein Entsetzen endlich überwunden, öffnete die Kiste und entnahm ihr die zweite Maschinenpistole, die sich an Bord befand.

Damit lief er zur Steuerbordseite.

Pereira feuerte zurück. Die Waffe spie die Geschosse aus. Wieder zuckten und tanzten die Mündungsflämmchen. Aus spitzem Winkel kommend, hieben die Kugeln gegen die Schädel, und abermals gelang es ihnen nicht, sie zu zerstören.

In das Hämmern der Waffe mischte sich der gellende Schrei, den Monster Manson ausgestoßen hatte.

Pereira fuhr herum.

Manson taumelte von der Reling weg. Er hatte die MPi kurzerhand fallen gelassen, dann die Hände halb erhoben, und er zitterte wie das berühmte Espenlaub.

Sein Gesicht besaß eine kalkige Farbe. »Da… da!« keuchte er und zeigte auf das offene Wasser.

»Was ist denn?«

»Ein… ein Geist!«

Pereira rannte vor. Er prallte noch gegen die Reling, stützte sich dann ab und schaute auf das Meer.

Dort schimmerten noch immer die Schädel. Aber nicht nur sie tanzten auf dem Wasser. Dicht vor ihnen war ein Kopf aufgetaucht, der eigentlich gar nicht zu sehen sein durfte.

Es war der Kopf des Chinesen!

***

Der Tote lebte!

Deutlich war es zu sehen, denn die Augen in dem Gesicht bewegten sich und rollten in den Höhlen.

Tote Augen, in die die Strähnen der nassen, pechschwarzen Haare fielen. Kalkig bleich war das Gesicht. Pereira glaubte sogar, einen bläulichen Schimmer darin zu sehen.

Und der Kopf blieb auf der Wasserfläche. Er wurde zwar ein paarmal

von Wellen überspült, aber er tauchte immer wieder auf, als grausige Erinnerung eines heimtückischen Mordes.

Pereira gab Laute von sich, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatten. Er und sein Kumpan waren mit dem nackten Grauen konfrontiert worden, und keiner von ihnen verkraftete es.

Allen Naturgesetzen zum Trotz war der Schädel wieder aufgetaucht. Der Chinese hätte längst auf dem Meeresgrund hocken müssen, tot, ertrunken, das schwere Gewicht an seinen Füßen hielt ihn einfach fest, und jetzt war er zu sehen.

Die Maschinenpistole in Pereiras Händen wurde schwer und schwerer. Er konnte sie nicht mehr halten, die Waffe rutschte ab und fiel in die Fluten, wo sie versank.

Wellen rollten heran, klatschten gegen die Bordwand des Bootes und schüttelten es durch. Der Kopf des Toten wurde mitangehoben, seine Lippen bewegten sich, und der Chinese begann zu sprechen.

Als Hal Pereira die Worte hörte, da überflutete ihn das kalte Entsetzen. Mit so etwas hatte er nicht gerechnet, nie in seinem Leben hätte er das für möglich gehalten, aber die Worte waren überdeutlich und nicht zu überhören.

»Ich habe es dir doch gesagt, Hal. Tschu Wang kommt. Der Verfluchte ist da…«

»Aber du bist tot!« brüllte Pereira zurück, und Speichel sprühte vor seinen Lippen.

»Tschu Wang hat mich geholt!«

»Tschu Wang, Tschu Wang!« schrie Hal Pereira zurück. »Es gibt keinen Tschu Wang. Er soll zum Teufel gehen und du gleich mit, du verdammter Bastard!«

Dann kam Manson. Er hieb Pereira seine Pranke auf die Schulter und zog ihn herum.

»Wir müssen weg, Hal!« schrie er. Pereira nickte, machte aber keinerlei Anstalten, irgend etwas in dieser Richtung in die Wege zu leiten.

»Los, den Motor. Laß den Motor an. Dann fliehen wir, Hal!«

Monster Manson schrie Pereira die Worte ins Ohr, und endlich erwachte der Zementrührer aus seiner Erstarrung.

»Okay, okay«, sagte er, »jetzt gilt es!« Hal straffte sich, die Panik aus seinen Augen verschwand, und er lief mit raschen Schritten zum Ruderhaus hinüber. Hal mußte den Kopf einziehen, als er den niedrigen Durchlaß passierte. Danach stand er etwas tiefer, schaute durch die breite Frontscheibe und tastete mit einer Hand nach dem Schlüssel, um den Motor anzustellen. Er kratzte.

Pereira runzelte die Stirn. Abermals drehte er den Schlüssel, während hinter ihm Monster Manson aufgetaucht war. Der riesenhafte Kerl stand gebückt im offenen Durchlaß und spielte mit der MPi.

Auch der dritte Versuch klappte nicht. Der Motor, ausgezeichnet in Schuß, kam einfach nicht. Er kratzte ein paarmal, als hätte jemand Sand hineingestreut.

Und langsam wurde Hal Pereira klar, daß dieses Phänomen keinen natürlichen Ursprung besaß. Irgendeine Kraft mußte einen besonderen Einfluß auf den Motor ausüben, er war doch sonst immer angesprungen.

Hal Pereira drehte sich um und schaute Manson an. »Es klappt nicht, verdammt!« flüsterte er.

»Wieso?«

Pereira hob die Schultern.

»Tschu Wang!« flüsterte Monster Monson. »Verflucht, das ist Tschu Wangs Schuld.« Er hob die Faust und hämmerte voller Wut gegen die Verkleidung des Steuerstandes. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Dieser Tschu Wang ist an allem schuld.«

Hal Pereira versuchte es noch einmal. Wieder ohne Erfolg. Der Motor blieb einfach stumm, bis auf das widerliche Kratzen, das er von sich gab.

Sie steckten fest, und daran gab es nichts zu rütteln.

»Was machen wir?« krächzte Monster Manson.

»Nichts«, erwiderte Pereira, »aber sieh mal nach vorn, du Idiot!«

Monster Manson schaute durch die große Scheibe. Er sah das Meer. Wellen, die wogten und weiße Hauben zeigten.

Aber er sah noch mehr.

Ein Schiff!

Kein Dampfer oder Polizeiboot, sondern einen etwas schwerfällig wirkenden Kahn mit einem Segel, das der Wind aufgebläht hatte.

Die Teufelsdschunke war gekommen!

***

Beide Männer bekamen große Augen und vergaßen ihre augenblickliche Situation. Sie starrten nur das Schiff an, dessen Kurs vorgezeichnet war und sie allein zum Ziel hatte.

Diese Dschunke war ein Phänomen. Nicht nur pechschwarz präsentierte sie sich, sondern sie hatte auch ein ebenso schwarzes Segel, das jedoch in seiner Mitte einen fahlweißen Totenschädel zeigte, der ebenso aussah wie die Schädel, die das Schiff umtanzten – nur waren sie wesentlich größer.

Der Schädel schien die Männer höhnisch anzugrinsen, die starr dastanden und zu keiner Bewegung fähig waren. Er bot auch ein schreckliches Bild, denn wenn der Wind stärker oder schwächer in das Segel blies, dann veränderte der Schädel seine Form. Er wurde mal dicker, fiel zusammen und zeigte auch Falten und Knitter.

Aber eins blieb stets gleich.

Seine Abschreckung, die Pereira und Monster Manson Angst und Schrecken einjagten.

»Er kommt auf uns zu!« flüsterte Monster Monson. »Verdammt, der Kahn will uns rammen.«

Pereira nickte.

»Dann tu doch was!«

»Und was?«

»Wir müssen fliehen, wir müssen…« Monster Manson verstummte. Er hatte selbst erlebt, daß der Motor des Schiffes nicht ansprang.

Sie konnten nicht weg.

»Ich hau trotzdem ab«, sagte Monster Manson.

»Und wo willst du hin?«

»Ich springe in den Teich, verdammt!« Monster Manson hatte die Worte kaum ausgesprochen, da drehte er sich schon auf dem Absatz herum und verschwand.

Hal Pereira zögerte noch. Er zitterte am gesamten Körper. Der Schweiß lag als kalte Schicht auf seiner Haut. So eine Angst hatte er noch nie in seinem Leben gespürt.

Er schaute nach vorn.

Das Schiff wurde von Sekunde zu Sekunde größer, denn ein stetiger Wind blähte das Segel und trieb die geheimnisvolle Dschunke auf das Motorboot zu.

Nein, dagegen hatte Pereira keine Chance. Er überlegte noch zwei Sekunden und tat es seinem Kumpan nach. So rasch es ging, verließ er das Ruderhaus und stürzte auf Deck.

Er hatte kaum den ersten Fuß auf die Planken gesetzt, da hörte er die Schreie.

Sie gellten ihm entgegen, trieben ihm eine Gänsehaut über den Rücken, und es gab nur einen Menschen, der sie ausgestoßen haben konnte.

Monster Manson!

Über die Backbordseite war er ins Wasser gehechtet. Hal Pereira stand einen Atemzug später an der Reling.

Er sah nicht nur Manson, sondern auch den Chinesen.

Chink hielt den riesigen Kerl gepackt. Seine Hände lagen auf Mansons Schultern, wanderten jetzt weiter und preßten ihm den Hals zusammen. Die Schreie erstickten.

Monster Manson schlug noch um sich. Seine Fäuste trafen das Gesicht des ehemaligen Kumpans, Wasser sprizte auf, Wellen rollten heran, dann waren beide nicht mehr zu sehen.

Der lebende Tote hatte Monster Manson unter Wasser und damit in die Tiefe gedrückt.

Hal Pereira stöhnte vor Angst und Grauen. Bisher hatte er nicht an Geister oder ähnliches geglaubt, nun war er eines Besseren belehrt

worden.
Er schwankte. Pfeifend saugte er den Atem ein. Sein Blick traf die Schädel, die noch immer auf dem Wasser tanzten und ihn höhnisch anzugrinsen schienen.
Sie schienen ihn zu locken.
Komm, komm doch her!
»Nein!« keuchte Pereira, »ich…«
Dann hörte er das gewaltige Rauschen, als würden Wellenberge auf ihn zuwuchten. Er riß den Kopf herum, seine Augen wurden weit, denn er sah die Dschunke dicht neben dem eigenen Boot.
Übergroß kam ihm das Geisterschiff vor, der Bug hob sich hoch wie ein Haus aus dem Wasser, erinnerte ihn an ein alles verschlingendes Ungeheuer, und dann geschah es.
Die Kollision war unvermeidlich.
Der Aufprall, Krachen, Splittern, das kleinere Boot wurde in die Höhe gehoben, das Segel mit dem Totenkopf darauf schien zu tanzen, die Planken brachen unter Pereiras Füßen weg, Wasser strömte ihm entgegen. Er hörte die gurgelnden, schmatzenden Geräusche, und das war das Letzte, was er in seinem Leben wahrnahm.
Die Dschunke und das Meer verschlangen ihn wie zwei gefräßige Raubtiere…

***

Sizilien lag hinter uns!
Nicht nur der Kampf mit den schwarzen Engeln hatte mich ziemlich mitgenommen, sondern auch die übergroße Hitze, die auf der südlich von Italien gelegenen Insel herrschte. Kara, Myxin, Suko und ich waren in einen regelrechten Brutkessel geraten und hatten wieder einmal einen magischen Rest des versunkenen Kontinents Atlantis zerstört.
In London war es zwar nicht gerade kalt, aber kühl im Vergleich zu Sizilien. Und irgendwie steckte mir besonders das Wetter in den Knochen, denn ich war nicht fähig, am folgenden Tag im Büro zu sitzen und zu arbeiten. Zu groß war die Müdigkeit, die schließlich siegte. Ich fuhr nach Hause, nahm noch einen Drink und fiel praktisch ins Bett, wo ich von einer Sekunde auf die andere einschlief.
Wie ein Toter pennte ich.
Ich träumte nicht, ich wurde nicht wach, ich schlief nur, damit mein Körper wieder Kräfte sammeln konnte.
Irgendwann träumte ich doch.
Und es war kein angenehmer Traum, denn etwas schrillte in meinem Kopf, versuchte sich in mein Gehirn zu bohren und den gesunden Schlaf zu unterbrechen.
In meinem Traum dachte ich an einen kleinen Dämon, der mich

malträtieren wollte, und versuchte ihn wegzuscheuchen. Das schaffte ich nicht, denn das schrille Geräusch blieb.

Nur allmählich kam ich aus den Tiefen des Schlafes hoch. Mein Geist quälte sich der Oberfläche entgegen, das Gehirn wurde wieder mit mehr Blut versorgt, und mir gelang es, den ersten klaren Gedanken zu fassen.

Du liegst im Bett, willst schlafen und jemand läßt es nicht zu. Er will dich ärgern.

Wer ist das?

Das Telefon!

Verdammt, es war dieser moderne Quälgeist, der mich aus den Tiefen des Schlafs gerissen hatte. Kein Dämon, der meinen Kopf malträtiert hatte, sondern das verfluchte Telefon, das ich am liebsten genommen und gegen die Wand gefeuert hätte.

Doch zuerst warf ich einen Blick auf die Uhr.

Zwei Stunden nach Mitternacht. Um diese Zeit soll der Mensch bekanntlich am tiefsten schlafen.

Ich konnte da aus eigener Erfahrung reden. Als hätte ich Blei in den Knochen, so langsam richtete ich mich auf, drehte mich ein wenig nach rechts, und meine Hand fiel schwer auf den Hörer des Apparates.

Es kostete mich Anstrengung, ihn hochzunehmen und an das Ohr zu drücken.

»Was ist?«

»John! Endlich!« hörte ich die Stimme, die mir sehr bekannt vorkam.

Es war Suko.

»Mensch«, schimpfte ich und fuhr mir mit fünf Fingern durch das wirre Haar. »Kannst du dich nicht an normale Zeiten halten, wie es andere auch tun?«

»Tut mir leid, John, aber es ist wichtig.«

»Okay, was gibt es denn so Wichtiges zu melden?«

»Das kann ich dir jetzt nicht sagen. Du mußt schon zu mir kommen.«

»Mach ich.« Ich legte den Hörer auf die Gabel und stemmte mich hoch. Ja, es war wirklich ein Stemmen, denn noch immer steckte die Müdigkeit in meinen Knochen. Sie war wie flüssiges Blei, das durch meinen gesamten Körper strömte und die Adern füllte. Ich kam mir in diesen Augenblicken vor, als hätte ich zuviel getrunken.

Der Weg zum Bad fiel mir schwer, doch als kaltes Wasser über mein Gesicht strömte, ging es mir wieder besser. Zwei Minuten später war ich fit, und abermals eine Minute danach stand ich vor Sukos Wohnungstür und klingelte.

Shao öffnete sehr schnell. Sie mußte in der Diele gestanden haben.

Die Chinesin trug einen grünen Morgenmantel, der ihr bis zu den Knöcheln reichte.

»Komm rein, John.«

»Danke.«
Hinter mir schloß Shao die Tür. »Was ist denn eigentlich los?« wollte ich wissen.
»Wir haben Besuch, der dich sicherlich interessieren wird«, erwiderte sie.
»Da bin ich gespannt. Im Wohnraum?«
»Ja.«
Der Besucher war eine Besucherin. Suko und sie saßen sich gegenüber. Sie drehten mir ihre Köpfe zu, als ich das Zimmer betrat.
»Da bist du ja«, sagte mein Freund, stand auf und deutete auf die Frau. »Darf ich dir Mrs. Kan vorstellen?«
Ich nickte lächelnd und schaute mir die Frau genauer an. Sie mochte etwa 60 Jahre alt sein, war eine schmale Person mit noch schmaleren Schultern und einem Gesicht, in das das Alter bereits zahlreiche Falten gegraben hatte. Der Blick ihrer Augen sah irgendwie stumpf aus, deprimiert und auch ängstlich. Sie hockte verschüchtert auf der Sesselkante und hatte beide Hände zusammengelegt. Als Faust lagen sie auf ihren Oberschenkeln. Das graue Kleid zeigte einen einfachen Schnitt, auch die Jacke war von minderer Qualität, und ihr Haar hatte sie im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden.
Ich stellte mich vor und wandte mich dann an meinen chinesischen Freund. »Ist Mrs. Kan zufällig auch mit dir verwandt?«
Die Frage kam nicht von ungefähr, denn Suko hatte auf der gesamten Welt seine Vettern sitzen. Es war schon ungeheuerlich, wen er alles kannte. Da konnte ich mich nur immer wundern.
Er lächelte, bevor er eine Antwort gab. »Mrs. Kan ist kaum mit mir verwandt. Vielleicht eine Tante des siebten Grades. Ich konnte mich nicht einmal direkt an sie erinnern, wofür ich mich jetzt noch entschuldigen will, liebe Mrs. Kan.«
»Es ist schon gut, Suko«, sagte sie leise. »Ich bin nur froh, daß ich dich gefunden habe.«
Ich nahm Platz. Shao blieb im Hintergrund stehen. Eine Weile schwiegen wir, bis ich fragte: »Darf ich nun erfahren, worum es hier eigentlich geht?«
»Ja, das darfst du«, erwiderte Suko und schaute auf die Frau.
»Wollen Sie reden?«
Mrs. Kan nickte. »Natürlich.« Sie lehnte sich zurück, schloß die Augen und begann zu sprechen. »Wir leben seit einigen Jahren hier in London, nachdem es in Taiwan nicht mehr auszuhalten war. Viele Nationalchinesen haben wie wir die Heimat verlassen und sind entweder in die Vereinigten Staaten oder nach Europa gegangen. Wir haben uns London ausgesucht, und wir haben aus unserer Heimat natürlich unsere Lebensgewohnheiten und unsere Kultur übernommen. Wir sind hier Fremde, aber wir wollten nicht auch noch

als Fremde leben. Uns Alten fiel es sowieso schwer in der neuen Umgebung. Ich bin über 70, müssen Sie wissen.«

Ich schluckte. Teufel, da hatte ich mich aber verschätzt.

»Den Jungen gelang es schnell, sich zu integrieren, wie man hier immer sagt. Viele bekamen sogar Arbeit. Sie waren fleißig und strebsam, einige bauten sich Geschäfte auf, und andere gingen den Weg des Verderbens. Sie gerieten aus der Kontrolle der Familie, fanden den Halt nicht mehr und glitten immer tiefer in den Morast hinein. So auch ein Neffe von mir. Man redete nur hinter vorgehaltener Hand von ihm, weil sich die Familie schämte, mit so einem Sohn belastet worden zu sein. Mein Neffe arbeitete für einen Verbrecher. Für einen Weißen. Er tötete Menschen in Costellos Auftrag. Das haben wir erfahren. Und wir wissen auch, daß dieser Costello ein König der Unterwelt sein soll.«

Das stimmte wirklich, denn Costello, der größte Mafioso von London, war der führende Kopf. Er beherrschte praktisch den Markt, und er war auch mit mir einige Male aneinandergeraten. Einmal hatte er sogar versucht, die Horror-Oma Sarah Goldwyn und mich zu verbrennen. Wir hatten im letzten Moment entkommen können.

Jetzt wurde der Fall wirklich interessant.

Mrs. Kan fuhr fort. »Wir haben auf ihn eingeredet, nichts hat bei ihm geholfen. Er war nicht zu belehren. Hin und wieder kam er nach Hause, dann warf er mit dem Geld um sich, und er erweckte den Neid seiner jüngeren Verwandten. Auch unter ihnen gab es böse Menschen. Schon in Taiwan hatten sie sich einer Organisation angeschlossen, die sich rote Schlange nennt. Diese Bande beschwor und betete die Mächte des Bösen an. Für sie gibt es nur einen Götzen. Tschu Wang, den verfluchten Mandarin. Laut ihrer Aussage soll Tschu Wang nicht tot sein, sondern irgendwann einmal wiederkehren, um grausame Rache an allen zu nehmen. Er will seine Schreckensherrschaft fortsetzen, an der ihn ein Kaiser gehindert hat. Die Bande bekam regen Zulauf. Sie wurde immer stärker, und sie führten die Beschwörungen durch, um Tschu Wang zurückzuholen.«

»Was hat es mit der roten Schlange auf sich?« fragte ich.

»Der Sage nach soll Tschu Wang halb Mensch und halb Schlange sein, die ihre Opfer verschlingt und nur noch die Totenschädel von ihnen übrigläßt. Aber die Schädel leben. Sie begleiten ihn auf der Teufelsdschunke, auf die man Tschu Wang verbannt hat, damit er für alle Zeiten über die Meere treibt.«

»Und jetzt ist er wieder aufgetaucht?« erkundigte ich mich.

Mrs. Kan hob die Schultern. »Man weiß es nicht.«

Ich blickte Suko an. »Was hat Costello denn mit diesem Tschu Wang zu tun?«

»Er ist nicht sein Komplize«, erwiderte Suko. »Aber das kann dir Mrs.

Kan besser erzählen.«

Die Frau nickte. »Sehr richtig. Wie ich schon erwähnte, hat sich die Bande der roten Schlange breitgemacht. Und auf irgendeine Art und Weise müssen die Mitglieder dieser Gruppe mit Leuten aus der Costello-Gruppe zusammengestoßen sein, denn es hat zwei Tote auf Seiten der Mafiosi gegeben. Man fand ihre Leichen in einem Abwasserkanal. Costello hat aber auch herausgefunden, wer für die Tat verantwortlich war, und er reagierte sofort. Er schickte meinen Neffen, der in der Mafiabande nur immer Chink hieß, los, um die Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Mein Neffe traute sich nicht, die Mitglieder der roten Schlange zu bestrafen. Er kannte die Traditionen, er wußte um ihre Macht, und er hielt sich vorsichtshalber zurück. Doch das wurde ihm übel genommen. Es gibt Zeugen, die gesehen haben, wie man meinen Neffen abschleppte und auf ein Boot brachte. Wahrscheinlich ist er jetzt schon tot. Aber damit wurde nichts erreicht. Der Kampf zwischen den beiden Banden wird weitergehen, und es gibt Anzeichen dafür, daß Tschu Wang bereit ist, zurückzukehren. Die Bande der roten Schlange hat es geschafft, ihn zu beschwören. Er ist ja damals nicht vernichtet, sondern nur verbannt worden. Wenn er wirklich kommt, wird ein blutiger Terror diese Stadt überziehen, und ich möchte Sie bitten, alles zu tun, um diesen Terror zu vermeiden. Es würden zu viele Menschen sterben. Vor allen Dingen unschuldige Menschen, was niemand von uns will.«

Da hatte die gute Frau völlig recht. Und es war auch gut gewesen, daß sie sich an uns gewandt hatte.

»Das ist alles, was Sie wissen?« fragte ich.

»Ja.«

Ich strich durch mein Haar. Dabei überlegte ich. Wie es aussah, rollte da eine Woge des Schreckens auf uns zu. Es war nun unsere Aufgabe, sie einzudämmen. Leider hatten wir noch zu wenig Fakten in der Hand. Die Bande der roten Schlange bestand zwar, aber ich wußte nicht wo, wie und wann sich die einzelnen Mitglieder trafen.

Danach fragte ich Mrs. Kan.

»Ihr Treffpunkt ist der Hafen.«

Ich lächelte. »Der ist groß, Mrs. Kan.«

Sie nickte. »Ich wußte, daß Sie mir so antworten würden, aber was soll ich Ihnen sagen? Mir ist selbst nicht bekannt, wo sich dieser Geheimbund trifft.«

»Sie kennen doch die Mitglieder«, hakte ich nach.

»Die würden sich eher die Zunge abbeißen, als so etwas zuzugeben, Mr. Sinclair.«

Suko nickte bestätigend. Er mußte es wissen. Mein chinesischer Freund besaß seine Erfahrungen, was fernöstliche Geheimbünde anging. Da redete niemand, lieber ging derjenige in den Tod, als daß

nur ein Wort über seine Lippen kam.
»Weiß man, daß sie zu uns gekommen sind?« fragte ich die Frau.
Sie lächelte schmal. »Ich hoffe nicht.«
»Aber sicher sind Sie sich auch nicht?«
»Nein.«
Suko und ich tauschten einen Blick. »Dann wäre es also besser, wenn einer von uns Sie nach Hause begleitet?«
»Vielleicht. Aber das ist nicht nötig. Ich werde mir ein Taxi nehmen und…«
Ich hatte mich schon längst entschlossen. »Nein, nein, das kommt nicht in Frage. Ich werde mit Ihnen fahren.«
»Und ich ebenfalls«, meldete sich Suko.
Dagegen hatte ich wirklich nichts einzuwenden. »Ich möchte nur noch einige Dinge holen«, sagte ich und stand auf. Suko wußte, was ich damit meinte.
Unbewaffnet ging ich nirgendwo mehr hin. Zu oft hatten mich meine Gegner überraschen können, denn die Mächte der Finsternis lauerten überall.
Das Kreuz hing sowieso um meinen Hals. Ich legte es auch während des Schlafs nie ab.
Es war mir zu unbequem, erst noch das Schulterhalfter umzuspannen, deshalb nahm ich das andere. Es war ein einfaches, das an der linken Seite meines Gürtels befestigt wurde. Da fand die mit Silberkugeln geladene Baretta auch ihren Platz.
Suko und Mrs. Kan standen in der schmalen Diele, als ich die Wohnung meines Freundes betrat. Mrs. Kan hatte ihren Mantel übergestreift. Suko fragte: »Können wir?«
Ich nickte.
»Sie müssen uns nur noch die Adresse angeben«, bat der Chinese seine Landsmännin.
Wir bekamen die Anschrift. Mrs. Kan wohnte in Finsbury, wo es eine große Chinesensiedlung gab. Es war die Radner Street. Dort hatte mich zwar selten meine Fahrt hingeführt, aber ich wußte, wie es in dieser Gegend aussah.
»Wie sind Sie denn hergekommen?« fragte ich.
»Mit einem Taxi.«.
Mit Mrs. Kan verließ ich die Wohnung, während Shao zurückblieb und von Suko noch einen Abschiedskuß bekam.
Mit dem Lift fuhren wir nach unten in die Tiefgarage. »Wissen Sie, Mr. Sinclair«, sagte die Frau leise. »Ich habe eine ungeheure Angst vor den Dingen. Diese Menschen schrecken vor nichts zurück, wobei ich die Bande der roten Schlange für noch gefährlicher halte, als die Mafiosi dieses Logan Costello.«
»Ich glaube, sie sind beide gleich schlimm.«

»Nein, die Mafialeute kann man ausrechnen, die der roten Schlange nicht.«

Der Lift hielt. »Sie scheinen sich aber sehr gut auszukennen«, sagte ich.

Mrs. Kan lächelte. »Ich habe eine große Familie und Verwandtschaft. Da hört man so einiges.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Der Bentley stand an seinem reservierten Platz. Wir warteten noch auf Suko. Er war mit dem zweiten Fahrstuhl nachgekommen. Dann stiegen wir ein.

Als wir die Garage verließen, wurde es draußen bereits hell. Ein Grauschimmer lag über den Dächern der Häuser. So ruhig wie um diese Zeit erlebt man die Millionenstadt selten, es war das große Atemholen vor dem frühmorgendlichen Run.

Um zu unserem Ziel zu gelangen, mußten wir quer durch die halbe City. Ich sah zu, daß ich auf die Crosswell Road kam, die den Ort Finsbury an der Westseite begrenzt. Die Wagen, die um diese Zeit unterwegs waren und uns entgegenkamen, konnte ich bequem an beiden Händen abzählen.

Bisher hatte ich trotz meines Mißtrauens nicht mitbekommen, daß sich Verfolger an den Bentley hängten. Ich schaute mehr als gewöhnlich in den Innen- und Rückspiegel, aber es gab keinen Wagen, der sich auf meine Fährte gesetzt hatte.

Mrs. Kan war während der Fahrt sehr still. Sie hockte im Wagen und sagte keinen Ton. In dem großen Fond war sie kaum auszumachen, eine stille, schmale Gestalt, die aber von einer starken inneren Kraft erfüllt war.

Irgendwie bewunderte ich diese Frau. Sie hatte das Schweigen gebrochen, sie wollte nicht, daß es zu einem großen Blutvergießen kam und hatte durch das Brechen des Schweigens ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Das hätte kaum ein Mann getan, deshalb meine Hochachtung vor dieser Person.

Die Häuser dieses Chinesenviertels – es gab in London mehrere davon - gruppierten sich um den Norman Square, eine rechteckige Grünfläche von der zahlreiche kleine Straßen ausgingen. Manche besaßen keinen Namen. Irgendwie waren sie einfach entstanden, durch das Bauen der kleinen, schmalbrüstigen Häuser, mit denen sich die andersfarbigen Mitbürger zufrieden gaben.

Ich mußte die Geschwindigkeit senken. In dieser Gegend waren die Laternen nicht so zahlreich vertreten wie zuvor, irgendwie wirkte alles düster und wie mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben.

»Bitte fahren Sie die nächste Straße rechts«, wies mich die Frau an.

Ich nickte. Ein rascher Blick auf Suko zeigte mir, daß sich der Chinese nicht gerade wohl fühlte. Er saß ziemlich angespannt neben

mir. Seine Blicke wieselten durch die Scheibe, er wollte draußen jedes Detail mitbekommen.
»Rechnest du mit Ärger?« flüsterte ich.
Er hob die Schultern.
Die Straße war noch enger als die vorherige. Hier standen sogar noch Holzhäuser. Weiter vorn, so ziemlich am Ende der Straße, brannte eine Laterne. Die helle Kugel erinnerte mich an eine in der Luft schwebende Zitrone. Der Stamm der Laterne war überhaupt nicht zu sehen. Er verschwand in der Dunkelheit.
»Halten Sie bitte.« Dünn klang die Stimme an meinen Ohren.
»Wo ist das Haus?«
»Auf der linken Seite.«
An den Gehsteig konnte ich nicht fahren. Es gab ihn kaum. Die Reifen rollten über Kopfsteinpflaster, das zum Teil sogar aufgerissen worden war.
Ich hielt.
Das normale Chinesenviertel, sei es nun in New York oder San Franzisko, war prall gefüllt mit einem bunten Treiben und steckte voller Leben. Hier war alles tot. Eine unnatürliche Ruhe lag über dem gesamten Komplex. Man konnte sich regelrecht fürchten.
»Das gefällt mir gar nicht«, murmelte Suko.
»Mir auch nicht«, erwiderte ich und drückte die Wagentür auf.
Langsam stieg ich aus und behielt meine rechte Hand in der Nähe der Waffe.
Suko ging um den Bentley herum und öffnete die Fondtür, so daß Mrs. Kan den Wagen verlassen konnte.
Die Frau kam auf mich zu und wollte mir die Hand reichen. »Ich danke Ihnen«, sagte sie.
Mitten in der Bewegung stockte sie. Plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht. Sie riß die Augen weit auf, ein gequälter Ausdruck schimmerte in ihren Pupillen, sie begann am gesamten Körper zu zittern und fiel nach vorn.
Mir genau in die Arme.
Ich hielt sie fest und merkte sofort, daß eine Tote in meinen Armen lag. Heimtückisch war sie umgebracht worden. In ihrem Nacken steckte ein Pfeil, dessen Schaft die Form einer roten Schlange aufwies…

***

Shao konnte nicht gerade behaupten, daß sie der Besuch von Mrs. Kan beruhigt hatte. Das Gegenteil war eingetreten. Die Chinesin verspürte eine seltsame Angst.
Sie war an und für sich keine sehr furchtsame Person, das hatte sie auch schon in ihrer Heimat Hongkong bewiesen, wo sie noch auf der

Gegenseite stand und Suko sowie John Sinclair bekämpfte, aber in diesem Fall hier spürte sie doch die nagende Furcht. Sie lag wie ein Druck im Magen und wollte einfach nicht weichen. Dabei sah Shao keinen konkreten Anhaltspunkt für ihre Angst, aber sie ahnte etwas, und sie dachte mit Schrecken an die nahe Zukunft.

Die Worte der Frau hatten sie ziemlich hart getroffen. Mrs. Kan war sehr mutig, das konnte niemand bestreiten, aber Shaos Meinung nach hatte sie sich ein wenig zu viel vorgenommen. Sie hatte die Bande der roten Schlange verraten, und sollten die Mitglieder das irgendwie herausbekommen, dann war Mrs. Kans Leben und auch das ihrer Begleiter keinen Pfifferling mehr wert.

Auch Shao war mit ihr zusammengewesen. Vielleicht kam das Gefühl daher.

Zudem fürchtete sie sich plötzlich, allein in der leeren Wohnung zurückzubleiben. Sicher, Suko war des öfteren nicht da, aber jetzt waren beide weg, denn auch Johns Wohnung stand leer.

Auf dem Sessel sitzenbleiben konnte Shao auch nicht. Sie begann, unruhig im Wohnraum auf- und abzugehen.

Nur ihre Schritte waren zu hören. Aus den um sie herumliegenden Wohnungen drangen keinerlei Laute oder Geräusche. Shao kam sich vor, als wäre sie mutterseelenallein in dem großen Haus.

Sie nahm wieder Platz. Ins Bett gehen und schlafen, das wollte sie nicht. Dazu hatte sie nicht mehr die Kraft und auch nicht die Nerven. Sie wollte so lange warten, bis Suko und John zurückkamen.

Plötzlich kam sie sich in ihrem Morgenmantel deplaziert vor. Shao ging ins Schlafzimmer, zog den Morgenmantel aus und streifte sich einen locker fallenden Pullover über. Dann stieg sie in die lange Hose, warf das schwarze Haar in den Nacken und wollte in die Küche gehen, um sich etwas zu trinken zu holen.

Auf halbem Wege blieb sie stehen.

Etwas hatte sie irritiert.

Ein Geräusch.

Aber nicht an der Tür, sondern draußen auf dem Flur. Jetzt identifizierte Shao es auch. Es war die Tür zum Lift. Jemand hatte sie aufgestoßen.

Shao blies ihren Atem schräg gegen die Stirn, wo die Haare anfingen zu flattern. Sie hörte auch die Schritte, als die Person, die den Lift verlassen hatte, über den Flur ging.

Und vor der Tür verstummten sie.

Plötzlich bekam es Shao wieder mit der Angst zu tun. Wollte der Besucher zu ihr?

Da, wieder die Schritte. Diesmal entfernten sie sich, und die Chinesin atmete auf. In diesem Haus hatte sie schon viel Schreckliches erlebt. Auf ihrem letzten Geburtstag war sie sogar von Schlangen überfallen

worden, und Apep, die Höllenschlange, hatte sich des Hauses bemächtigt.

Erst als Shao die Schritte nicht mehr hörte, schlich sie zur Tür und schaute durch den Spion. Auch davor fürchtete sie sich, denn es hatte schon Leute gegeben, die kurzerhand durch das Guckloch schossen.

Shao kam unverletzt davon. Sie schaute auf den Flur und sah, daß nur die Notbeleuchtung brannte.

Wie immer in der Nacht. Nichts war anders, nichts deutete auf eine Gefahr hin, und doch war das ungute Gefühl bei der jungen Chinesin geblieben.

Shao wollte sich schon wieder abwenden, als sie abermals ein Geräusch vernahm.

Diesmal waren es keine Schritte, sondern das Geräusch hörte sich zischend an.

Zischen? Gas! Sofort stellte Shao die Verbindung zu Gas her. Sie trat zurück, schaute nach unten, und ihre Blicke glitten dabei über die zweite Hälfte der Tür.

Das Gas mußte von draußen her in die Wohnung eingeleitet werden. Und zwar drang es durch den Türspalt in die Diele. Etwas anderes konnte Shao sich nicht vorstellen.

Sie bückte sich und brachte ihr Gesicht dieser unheimlichen Gasquelle näher.

Der Geruch verstärkte sich.

Für Shao gab es keinen Zweifel mehr, daß das Gas tatsächlich durch den Türspalt strömte. Die Schritte vor der Tür, das kurze Anhalten – diese Zeit mußte der Besucher genutzt haben, um die Ampulle in die richtige Lage zu bringen.

Sie wußte nicht, wie gefährlich das Gas war, ob es sie töten konnte oder nicht, auf jeden Fall war es nicht harmlos. Und sie wußte auch, wer ihr diesen Gruß geschickt hatte.

Die rote Schlange.

Also hatte sie mit ihrer Befürchtung doch recht gehabt. Die Feinde waren näher, als sie dachte.

Shao wich zurück. Aus der Wohnung kam sie nicht mehr heraus, aber sie konnte die Fenster einschlagen und um Hilfe telefonieren.

Das nächste Revier war nicht weit entfernt, die Polizisten mußten sie schützen.

Schützen…

Es fiel ihr schwer, dieses Wort zu denken. Jeder Buchstabe wurde plötzlich träge. Gleichzeitig zog die Trägheit durch ihren Körper, und die Beine wollten nachgeben und wegknicken. Sie konnte sich kaum noch auf den Füßen halten, der nächste Schritt bereits wurde zur reinen Qual, und Shao wußte nicht, was sie machen sollte.

Vor sich sah sie noch das hellere Rechteck der offenen

Wohnzimmertür.
Da mußte sie hindurch, aber bei Shao blieb der Wunsch der Vater des Gedankens.
Nicht einen Zoll weiter schaffte sie es.
Plötzlich gaben ihre Beine nach. Das Gewicht des Körpers war einfach zu schwer. Shao bekam das Übergewicht und fiel langsam nach vorn, wobei sie schwer zu Boden schlug und auf dem Gesicht liegenblieb.
Regungslos blieb sie liegen.
Allerdings wurde sie nicht bewußtlos, und sie bekam jedes Geräusch mit. Sogar ziemlich laut und überdeutlich, als wären ihre Gehörnerven verbessert worden.
Sie vernahm das Kratzen an der Tür, flüsternde Stimmen, dann ein Schaben, und plötzlich sprang das Schloß zurück.
Die Tür war offen.
Aber die Entfuhrer oder Gangster kamen noch nicht. Sie blieben draußen und sorgten dafür, daß das Gas abziehen konnte. So vergingen die Minuten. Eine Zeit, in der Shao weiterhin auf dem Boden lag und sich nicht rührte. Doppelt so schwer kam ihr der Körper vor. Für kein Geld der Welt wäre sie jetzt aufgestanden, weil sie es einfach nicht mehr konnte.
Dann kamen die anderen.
Shao unterschied sehr genau, daß es sich bei ihnen um zwei Männer handeln mußte. Ihre Schritte waren fest und zielstrebig.
Neben Shao blieben sie stehen.
Sie bückten sich.
Kalte Finger berührten ihren Körper, rutschten unter den Pullover und lagen auf der nackten Haut.
Shao wurde herumgedreht.
Zwei Gesichter starrten sie an. Kalte Gesichter, an Masken erinnernd.
Der Schnitt und die Mongolenfalte bewiesen, daß es Chinesen waren, die sie umstanden.
Und sie gehörten zur Bande der roten Schlange. Das bewies schon das Zeichen auf ihren Stirnen.
Jeweils in der Mitte über den beiden Augen leuchteten als Male zwei blutrote Schlangen!
Wäre Shao im Vollbesitz ihrer Kräfte gewesen, hätte sie vielleicht geschrien, so aber drang kein einziger Laut über ihre Lippen. Die Chinesin blieb stumm und starrte ihre Landsleute an, die sie eingekreist hatten. Denn noch ein dritter war aufgetaucht. Ein ziemlich großer Kerl. Er hatte die Tür geschlossen und stand davor. Auch seine Stirn zierte eine Schlange.
Die Kleidung der Männer war normal. Niemand trug irgendein Gewand oder Pumphose mit den dazugehörigen Jacken. Sie

unterschieden sich bis auf die Schlange in den Gesichtern in nichts von anderen Menschen.

Shao wurde hochgehievt. Sie hatte sich zwar steif gemacht, das nutzte ihr nichts. Wie eine Schaufensterpuppe stellte man sie auf die Beine, wo sie festgehalten wurde, denn die Nachwirkungen des Gases spürte sie noch immer, und es würde ihr schwerfallen, sich allein auf den Beinen zu halten.

Die beiden Kerle schoben Shao voran. Es war wirklich ein regelrechtes Schieben, wobei sich die Beine der Chinesin nach einigen Schritten automatisch bewegten.

Sie ging wie eine Puppe.

An der Tür nahm sie der dritte in Empfang, dann wurde Shao in den Flur geführt.

Leer und still lag er vor ihr. Niemand der Hausbewohner ließ sich blicken. Das wäre Shao auch irgendwie nicht recht gewesen, denn hätte sich jemand gegen die Diener der roten Schlange gestellt, wäre es ihm wohl schlecht bekommen.

Die drei Chinesen schleiften Shao auf den Lift zu, der in die Tiefgarage führte.

Als die Tür hinter ihnen zuschlug, kam Shao das wie ein endgültiges Abschiedszeichen vor.

Seltsamerweise bekam sie nicht einmal Herzklopfen vor Angst.

Die Wirkung des Gases hielt noch vor.

Sie glitten in die Tiefe.

Shao wurde von den beiden Männern weiterhin festgehalten. Ihre Griffe waren hart, aber nicht schmerzhaft. Die Finger umspannten die Ellenbogen der Frau.

Der Lift hielt, und sie konnten die Kabine verlassen. Zuerst trat der dritte Mann heraus. Er blieb zwei Schritte vor der Kabine stehen und schaute sich um, ob die Luft auch rein war.

Sie war es. Niemand befand sich in der Halle. Der Mann drehte sich halb und gab den beiden anderen ein Zeichen, die Shao daraufhin aus dem Lift drängten.

Ein neues Ziel wurde anvisiert.

Es war ein Auto. Ein dunkler Mercedes 240. Er stand quer mit seiner Längsseite zu einer Reihe von parkenden Wagen und versperrte ihnen den Weg zurück. Um diese Zeit jedoch würde sowieso kaum jemand noch wegfahren.

Shao mußte in den Fond.

Der dritte Mann übernahm das Steuer, während sich einer neben die Chinesin drückte und der andere auf dem Sitz des Beifahrers Platz nahm. Die Männer zogen die Wagenschläge zu, dann startete der Fahrer. Der Diesel ackerte etwas, stieß dicke Abgaswolken aus und lief dann rund. Langsam setzte er sich in Bewegung.

Shao stellte fest, daß sie sich im hinteren Teil der unterirdischen Halle befanden. John und Suko hatten ihre Fahrzeuge im vorderen Teil stehen, daher hatten sie den Mercedes, falls er schon vorher dagewesen war, nicht gesehen und auch keinen Verdacht geschöpft.

Als Shao diese Gedanken kamen, merkte sie gleichzeitig, daß sich die Wirkung des Gases verflüchtigt hatte. Plötzlich konnte sie wieder klar denken, und sie wurde sich auch der Gefahr bewußt, in der sie steckte.

Jetzt kam auch wieder die Angst.

Auf einmal wurde ihr bewußt, in welch einer gefährlichen Lage sie steckte. Wieder zog sich ihr Magen zusammen, und eine heiße Welle strömte hoch bis zum Hals, wo sie einen dicken Knoten bildete, so daß Shao kein Wort hervorbrachte.

Der Mercedes rollte auf die Ausfahrt zu. Der Mann am Steuer kannte sich aus, und er schaffte es auch, an der Säule das Tor zu öffnen. Langsam schwang es in die Höhe.

Freie Fahrt.

Rechts neben Shao saß der Bewacher. Da es im Wagen dämmrig war, schien die Schlange auf seinem Gesicht zu glühen. Sie war ein Fanal, ein Markenzeichen.

Shao wollte fragen, wo sie hingebracht werden sollte, aber sie traute sich nicht. Zudem bekam sie kaum den Mund auf, die heiße Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Wenn jetzt Suko und John hiergewesen wären, dachte sie. Aber sie waren es nicht, sondern weit weg.

Sie schielte nach links.

Dort befand sich ebenfalls eine Tür. Wenn sie sich auf die Tür zuwarf, den Hebel herumlegte, dann konnte sie den Wagenschlag aufstoßen, nach draußen hechten und um Hilfe schreien. In der herrschenden Stille mußten die Menschen diese Schreie hören.

Der Wagen hielt.

Der Fahrer mußte sich erst orientieren, ob er einbiegen konnte. Im Osten wurde es schon hell. Der graue Streifen schob die Dunkelheit der Nacht immer weiter zurück und tauchte die Straße in ein seltsames Zwielicht.

Da wagte Shao es.

Plötzlich warf sie sich zur Seite, streckte ihre Arme aus, und die Finger suchten nach dem Türhebel. Das geschah blitzschnell, sie bekam den Hebel auch zu fassen, doch sie schaffte es nicht, ihn herumzudrücken.

Die Tür war verriegelt!

Das Lachen ihres Aufpassers traf sie wie ein Peitschenschlag. Auf einmal sackte sie zusammen, Tränen wollten aus ihren Augen stürzen, und sie beherrschte sich nur mühsam.

Dann fühlte sie die Finger auf ihrer Schulter. Gleichzeitig fuhr der Wagen an.
»Setz dich wieder!« befahl ihr Bewacher.
Shao richtete sich auf. Die Hand glitt langsam von ihrer Schulter und blieb aber auf der Haut, was bei der Chinesin ein Frösteln verursachte.
»Das hättest du dir sparen können«, sagte der Mann und lachte leise.
Shao hob die Schultern. »Was haben Sie mit mir vor?« fragte sie leise. »Warum entführen Sie mich?«
»Es hat jemand Sehnsucht nach dir.«
»Und wer?«
»Du kennst ihn nicht. Aber du wirst ihn bald kennenlernen, Schwester. Dann gehörst du vielleicht auch zu ihm.« Jetzt lachte der Chinese leise. Er deutete auf seine Stirn. »Siehst du dort das Zeichen?«
»Ja.«
»Das ist die Schlange. Wir sind stolz darauf, ihm dienen zu können.«
»Es gibt Leute, die Tschu Wang vernichten werden!« erklärte Shao fest.
»Du kennst ihn also.«
»Nur seinen Namen.«
»Dann kannst du dich darauf freuen, ihm bald persönlich gegenüberzustehen.«
Der Mann am Steuer drehte sich um. »Rede nicht soviel!« herrschte er den anderen an.
Der nickte.
Bisher hatten sie sich chinesisch unterhalten. In einem Dialekt, den auch Shao verstehen konnte, denn er wurde auch in der Nähe von Hongkong gesprochen.
Der Fahrer beschleunigte. Shao, die hin und wieder aus dem Fenster blickte, bekam mit, daß sie sich dem Hafen näherten. Dann bogen sie jedoch ab und fuhren in östliche Richtung, so daß sie irgendwann die Londoner Stadtgrenze hinter sich lassen mußten und in das Gebiet kamen, wo zahlreiche Firmen ihren Sitz in der Nähe des Flusses gefunden hatten. Hier kam kaum noch ein Mensch hin. Die Ufer waren verschlammt. Ein paar Meilen weiter standen dann die Bootshäuser, wo sich manch Londoner Bürger einen Wochenendwohnsitz eingerichtet hatte. Um diese Zeit standen die Häuser leer.
Die Ferien hatten noch nicht begonnen.
Lag da vielleicht ihr Ziel?
Shao kannte die Namen der Straßen nicht mehr, die der Wagen fuhr. Nur die Gegend wurde einsamer. Dann bogen sie ab und gerieten auf einen schmalen Weg, der hinunter zum Fluß führte.
In Kurven wand er sich der Themse entgegen. Zum Teil war er nur mit Asphalt bedeckt, ansonsten wuchsen Grasbüschel aus dem Boden.

Rechts lagen einige Gebäude. Das mußte bereits am Ufer der Themse sein, und dann fuhr der Mercedes quer über eine Wiese, um diese Gebäude anzusteuern.

Zwei Minuten später stoppten sie.

»Aussteigen!« Die Stimme von Shaos Bewacher ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Die Chinesin verließ den Wagen. Als sie sich hinstellte, überkam sie ein leichtes Schwindelgefühl. Überbleibsel der eingeatmeten Gasmenge, die sie doch noch nicht verkraftet hatte, denn auch in den Knien spürte sie ein weiches Gefühl.

Trotzdem riß sie sich zusammen, schaute sich um und prägte sich Einzelheiten ein.

Vor ihr und ziemlich dicht am Ufer befand sich das hohe Holzgebäude, das auf sie wie eine primitive, mit einem Dach versehene Werft aus Holz wirkte, aber ebensogut ein Bootshaus sein konnte.

Wahrscheinlich war es das auch.

Sie roch den Fluß. Dieser Geruch war typisch, und sie hörte auch das Rauschen.

Man nahm sie in die Mitte. Die beiden, die nicht gefahren hatten, hielten ihre Arme fest und führten sie auf das Haus zu. Der Fahrer war schon vorgegangen.

Shao ahnte, daß dieser Bau ihr Gefängnis und vielleicht auch ihre Todesstätte werden sollte. Abermals keimte die Angst in ihr hoch, und sie begann zu zittern.

Plötzlich blieben die Männer stehen. Das hatte seinen Grund, denn für den Bruchteil einer Sekunde waren sie von einem hellen Licht gestreift worden.

Scheinwerfer!

Dann wurde es wieder dämmrig. Es gab jedoch keinen Zweifel, daß sich ein Wagen in der Nähe befand.

Zwar rauschte der Fluß, aber die Geräusche des Motors waren trotzdem zu vernehmen.

Die drei Chinesen zischten sich gegenseitig einen Befehl zu. Shao merkte, daß auch sie mit einbezogen wurde. Der Druck der Hände verstärkte sich, jemand trat in ihre Kniekehlen, und sie kippte zu Boden. Ein Schatten fiel über sie, und die Stimme eines Mannes zischte leise an ihrem Ohr: »Liegenbleiben!«

Shao gehorchte. Sie wußte nicht, worum es ging, aber sie wollte es mitbekommen.

Vorsichtig drehte sie den Kopf zur Seite.

Shao sah, daß die drei Männer nach vorn huschten. Gleichzeitig teilten sie sich, so daß sich zwischen ihnen eine Distanz von etwa fünf Yards befand.

Das Land fiel zum Ufer hin etwas ab. Wenn Shao zurückschaute, dann blickte sie über etwas aufsteigendes Gelände. Und dort oben, wo es in eine flachere Ebene überging, da sah sie den Wagen. Er schoß heran, eine schwere Limousine amerikanischen Ursprungs, wurde abgebremst, und vier Türen flogen auf.

Männer erschienen.

Bewaffnete Männer.

Dunkle Anzüge, Hüte auf den Köpfen.

Das war ein Killerkommando der Mafia. Logan Costello hatte es hergeschickt.

Und diese Leute zögerten nicht länger. Sie rissen ihre Waffen hoch und begannen zu schießen.

Shao, die Chinesin, erlebte in den nächsten Sekunden einen Kampf, den sie nie in ihrem Leben vergessen sollte…

***

Auch Suko hatte bemerkt, was geschehen war. Sofort kam seine Warnung. »Vorsichtig John.«

Ich nahm blitzschnell Deckung, fiel in die Knie, ließ die Frau aber nicht los. Dann, als der Bentley mich nach einer Seite hin abdeckte, legte ich sie vorsichtig zu Boden.

Nein, es steckte wirklich kein Leben mehr in ihr. Der Pfeil mit dem Schlangenschaft hatte sie getötet. Zorn und Wut wallten in mir hoch.

Was waren das nur für Bestien, die solches fertigbrachten? Eine Frau zu töten, die harmlos war und keinem etwas zuleide getan hatte, die allein den Frieden und jegliches Blutvergießen vermeiden wollte.

Schlimm, so etwas…

Aber ich schwor bei dieser Leiche, daß ich die Mörder kriegen würde. Koste es, was es wolle.

»Bist du okay, John?« vernahm ich Sukos Stimme. Mein Freund hockte durch den Bentley von mir getrennt auf der gegenüberliegenden Seite.

»Ich bin in Ordnung.«

»Siehst du was?«

»Nein.«

Es war auch verdammt schwer, etwas zu erkennen. Die Straße vor mir wurde so gut wie nicht beleuchtet. Die Laterne am Ende war nicht mehr als eine trübe Quelle. Dicht an dicht standen die Häuser.

Manche aus Stein, einige aus Holz. Die Fensterläden waren verrammelt oder nur geschlossen.

Niemand ließ sich blicken.

In dieser Straße lauerte die Angst, das spürte ich mit jeder Faser meines Körpers. Nur zwei parkende Kleinwagen stachen mir ins Auge. Der eine stand nahe der Laterne.

Ich hatte die Beretta gezogen und hielt sie schußbereit in der rechten Hand. Ein reiner Nervenkrieg begann. Irgendwo konnte der heimtückische Killer lauern und wieder zuschlagen.

Hinter mir ein Geräusch.

Ich warf mich zu Boden, rollte mich herum und atmete erleichtert auf, als ich die Katze sah, die dicht an der Hauswand entlangstrich und ein Stück Holz vor sich herschob.

Sie schaute mich an und verschwand.

Von Katzen hatte ich nach dem Abenteuer gegen den Katzendämon wirklich die Nase voll.

Nachdem fünf Minuten vergangen waren und sich noch immer nichts getan hatte, mußten wir etwas unternehmen. Zudem schlief mir das rechte Bein ein, denn ich hatte mich wieder hingehockt und stand in einer unbequemen Stellung. Suko horchte auf, als er meinen leisen Pfiff vernahm.

»Sollen wir?« fragte er.

»Ja, hier kleben wir nachher noch fest.«

»Meinen Segen hast du.«

»Und wo wollte Mrs. Kan hin?«

»Das Haus hier an meiner Seite ist es, John. Du mußt dich leider herbemühen.«

»Was tut man nicht alles für einen Freund!«

Ich blieb in der geduckten Haltung, als ich um den Bentley herumschlich und zu Suko ging. Der Chinese hielt seine Waffe ebenfalls in der Hand. Er blieb nie auf der Stelle stehen, sondern drehte sich ein paarmal im Kreis, um Straße und Häuserfront im Auge behalten zu können.

Kein Leben zeigte sich. Die Bewohner schienen sich zu fürchten, vielleicht hatten sie auch Angst, nach draußen zu treten, denn sie hatten sicherlich den Mord an Mrs. Kan mitbekommen. Sie kannten die Gegend, und sie wußten, wie man hier reagierte.

Neben Suko blieb ich stehen. Mein Freund spreizte den Daumen ab und deutete auf ein schmalbrüstiges Haus neben uns. »Da hat sie wohl gelebt.«

»Schauen wir uns die Sache mal an«, murmelte ich und verglich gleichzeitig die Entfernung zwischen Haus und dem Platz, wo die Frau gestorben war.

Ja, der heimtückische Pfeil hätte sogar aus dem Haus abgefeuert sein können.

»Ich nehme die Frau mit«, sagte ich zu Suko.

Mein Freund war einverstanden. Zudem konnte ich diese tapfere Frau nicht einfach tot auf der Straße liegen lassen. Das ging gegen meine Überzeugung.

Ich nahm sie auf, während mir Suko den Rücken deckte. Mrs. Kan

war sehr leicht. Der Vergleich zu einer Feder fiel mir ein. Mit der Toten auf den Armen schritt ich abermals um den Wagen herum und näherte mich der Haustür, wo Suko bereits wartete.

Er hatte schon geklopft, aber niemand öffnete. Dann streckte er die Hand aus und drückte gegen die Tür.

Sie schwang auf.

»Wer sagt's denn?« flüsterte mein Partner und schaute in einen schmalen Flur. Seine Hand verschwand nach links und fuhr so lange an der Wand entlang, bis sie einen Lichtschalter gefunden hatte.

Eine trübe Funzel verbreitete ein regelrechtes Totenlicht. Viel konnten wir nicht erkennen, sahen aber den engen Flur und auch die abzweigenden Türen.

Die erste nahm Suko sich vor. Er klopfte, und zu unserer Überraschung wurde geöffnet. Ein alter Mann zog sie auf, verbeugte sich und ließ uns eintreten.

Noch die Beretta in der Hand haltend, ging Suko als erster in das Zimmer, das aus einem anderen Erdteil zu stammen schien. Hier war nichts Europäisches mehr zu sehen. Das fing bei den Motiven auf den Tapeten an, ging weiter über die Möbelstücke und endete beim Geruch.

Suko sprach mit dem Mann. Ich konnte sie nicht verstehen, da sie sich in ihrer Heimatsprache unterhielten. Der Alte nickte und deutete auf einen Diwan, hinter dem ein dunkler Vorhang das Zimmer teilte.

»Du kannst sie da ablegen«, sagte Suko.

Ich fragte: »Sind wir denn hier richtig?«

»Scheint so.«

Ich legte Mrs. Kan auf den Diwan. Der Alte stand daneben. Eine magere Gestalt mit Ziegenbart, verschrumpeltem Zitronengesicht und spiegelblanker Glatze, auf der ein kleines Käppi saß, das mit Perlen verziert war. Ich sah es in seinen Augen feucht schimmern, da hatte ich Gewißheit, daß ich richtig war.

Ich legte dem Mann die Hand auf die Schulter. Er merkte es nicht, sondern hatte nur Augen für die Tote, die er unverwandt anstarrte.

Auf Zehenspitzen ging ich zu Suko.

»Ob er etwas gesehen hat?« flüsterte ich.

»Wenn ja, dann würde er aber nichts sagen.«

»Und warum nicht?«

»Soll er auch sterben?«

»Aber er leidet unter dem Tod seiner Frau. Er müßte doch wollen, daß der oder die Mörder bestraft werden.«

»John, du kennst die Mentalität meiner Landsleute nicht. Da wirst du dich auch nie hineindenken können, ehrlich.«

»Ja, das scheint mir auch so.«

»Und jetzt werden wir den Mann in seinem Schmerz allein lassen und

schauen uns im Haus um.«

»Falls die Mörder nicht schon weg sind«, sagte ich.

»Wer weiß.« Suko sprach so rätselhaft, und dann reagierte er schnell wie ein Panther.

Bevor ich mich versah, war er schon gestartet und raste auf den Vorhang hinter dem Bett zu.

Ein Griff, ein Ruck, der Vorhang schwang auf, und im nächsten Augenblick wurden meine Augen groß.

Ich sah vor mir ein Mitglied der roten Schlange!

***

Das Zeichen auf seiner Stirn war überhaupt nicht zu übersehen. Es glühte wie ein Fanal, als wäre es regelrecht in die Haut hineingebrannt worden. Bewaffnet war der Typ nicht, jedenfalls hielt er keine Waffen in den Händen.

Er wollte jedoch fliehen.

Suko ließ ihn genau einen Schritt weit kommen. Dann sah ich seine Bewegung, hörte ein Klatschen und noch in der gleichen Sekunde einen dumpfen Fall.

»So nicht, mein Lieber«, sagte Suko. Er schleifte den Kerl zurück in den Raum, wo wir warteten.

Der Alte kümmerte sich nicht um das Bandenmitglied. Er hatte nur Augen für die Tote. Aber ich wollte ihn mir näher ansehen.

Suko hatte ihn nicht bewußtlos geschlagen. Der Typ konnte noch alles mitgekommen, und er konnte auch sprechen.

Suko hievte ihn hoch und warf ihn auf ein Sitzkissen. Mit dem Rücken knallte der Typ gegen die Wand, da das Kissen dicht davor stand.

»Und jetzt rede!« sagte ich.

Suko stieß mich an. »Laß mal und schau dir lieber die Schlange auf seiner Stirn…«

Er brauchte nicht erst zu Ende zu reden. Ich sah sowieso, was er damit meinte.

Die Schlange glühte.

Knallrot leuchtete sie uns entgegen. Rechts und links von ihr sahen wir die beiden Augen, die der Mann weit aufgerissen hatte und in denen der Fanatismus leuchtete, zu dem er fähig war.

Der wollte töten, und der würde nichts sagen.

Das Rot der Schlange nahm an Intensität zu. Es strahlte regelrecht ab, wurde noch stärker und übergoß das Gesicht des Mannes mit seinem Schein.

»Weg, John!«

Es war Sukos Schrei, der mich warnte. Trotzdem hätte ich es nicht so schnell geschafft, wenn Sukos Schlag mich nicht zur Seite katapultiert

hätte.

Ich flog bis gegen die Wand, und das war mein Glück, denn mit dem Chinesen vor uns geschah etwas Gespenstisches.

Die Schlange löste sich von seiner Stirn. Und sie war plötzlich keine Schlange mehr, sondern ein Pfeil oder ein Mittelding zwischen beidem. Hätte ich noch auf meinem Platz gestanden, dann wäre mir dieses Instrument in die Brust gefahren. So aber wischte es zwischen Suko und mir hindurch und jagte in den Vorhang.

Ich schaute auf den Chinesen und dann auf die Schlange. Der Mann hatte ein regelrechtes Loch in der Stirn. Es zeichnete genau die Umrisse nach, die auch die Schlange besaß.

Es war ein schreckliches Bild, das sich unseren Augen bot, und es lenkte mich für Sekunden ab.

»John, gib acht!« Abermals warnte mich Sukos Stimme.

Ich fuhr herum.

Die Schlange machte sich selbständig. Sie löste sich aus dem Vorhangstoff und nahm wieder Kurs auf uns.

Wieder hatte sie mich als Ziel ausgesucht.

Und jetzt versuchte ich es.

Blitzschnell holte ich mein Kreuz hervor und hielt es schützend vor mein Gesicht, aber so, daß ich noch an dem Kruzifix vorbeischauen konnte.

Nichts geschah!

Die Schlange zielte weiter auf meinen Kopf.

Selten in meinem Leben war ich so schnell zu Boden gegangen.

Der unheimliche Gegenstand wischte über meinen Haarschopf hinweg, prallte gegen die Wand, und da ich meinen Blick in die Höhe richtete, sah ich ihn zum erstenmal genauer.

Die Schlange hatte sich verändert. Sie war nicht mehr Tier im eigentlichen Sinne, sondern zu einer gefährlichen Waffe geworden, denn dort, wo vorhin noch der Kopf gesessen hatte, befand sich nun ein Pfeil.

Ein Schuß peitschte.

Suko hatte ihn abgegeben, jedoch gefehlt, so daß die Kugel in die Wand hieb.

Ich rollte mich zur Seite und rief: »Das wird uns nichts nützen. So kriegen wir sie nicht. Auch das Kreuz hat nicht geholfen.«

Diese Schlange entstammte einer anderen Mythologie, da mußten wir uns schon etwas anderes einfallen lassen.

Plötzlich hatte Suko seinen Stab in der Hand. Bevor ich noch reagieren konnte, schrie er schon das bewußte Wort, das eine Reaktion des Stabes ermöglichte.

»Topar!«

Auf einmal war alles anders. In der näheren Umgebung erstarrte alles

sich Bewegende zu Eis. Wenigstens kam es mir so vor. Auch mich durchzuckte eine Kälte, und ich konnte mich nicht mehr bewegen und war nur noch Statist.

Suko hatte auch die Dämonenpeitsche.

Und damit schlug er zu.

Bevor die fünf Sekunden, in der die Zeit angehalten wurde, verstrichen waren, hatte er die Schlange schon getroffen.

Es war ein Schlag, der sie zerstörte. Und als die Zeit vorbei war, da sah ich die Rauchwolke, die dort hochquoll, wo sich die Schlange befunden hatte.

Die Dämonenpeitsche hatte uns gerettet.

Sie war ein Phänomen. Man konnte sie als eine schwarzmagische Waffe bezeichnen. Als eine sehr starke Waffe sogar, denn sie hatte einmal Myxin, dem Magier, gehört, und er hatte sie früher im Reich der Dämonen eingesetzt und war oft Sieger geblieben. Jetzt gehörte die Peitsche uns.

»Das war's«, sagte Suko. Er wollte noch etwas hinzufügen, doch beide wurden wir durch den Schrei abgelenkt.

Der Chinese hatte ihn ausgestoßen. Er, auf dessen Stirn die Schlange gesessen hatte, warf sich plötzlich hoch und preßte beide Hände gegen den Kopf.

Wir sprangen zur Seite, als wir sahen, daß er wie ein Betrunkener im Raum umhertaumelte, dann in die Knie brach und in dieser Stellung hocken blieb.

Noch immer hielt er die Hände gegen seinen Kopf gepreßt. Zwischen seinen Fingern sahen wir es gelblichweiß schimmern.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch, der Sekunden später bestätigt wurde.

Die Haut auf dem Gesicht des Mannes löste sich auf. Sie fiel zwischen den Fingern zu Boden, und zurück blieb der blanke Skelettschädel. Dann war es vorbei.

Der Mann kippte nach vorn, schlug dumpf auf und rührte sich nicht mehr. Er war tot.

Ich schluckte und schaute Suko an.

Mein Partner hob nur die Schultern. Eine Erklärung wußte er auch nicht. Noch nicht. Ich war allerdings sicher, daß wir bald eine finden würden.

Nur der Schädel des Mannes war vergangen. Der Körper existierte nach wie vor.

Jetzt würde und jetzt mußte der alte Mann reden, der, wie es aussah, von dem ganzen Kampf anscheinend nichts mitbekommen hatte. Noch immer hockte er neben dem Bett und starrte auf die tote Frau.

Ich tippte dem Mann auf die Schulter.

Er reagierte gar nicht.

Als ich ihn zum zweitenmal berührte, da wandte er den Kopf und schaute mich an.

»Es war Ihre Frau, nicht wahr?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, die Schwester.«

»Und nun ist sie umgebracht worden. Wie mir scheint, haben Sie sehr an Ihrer Schwester gehangen.«

»Das stimmt.«

»Wollen Sie nicht, daß ihr Mörder zur Rechenschaft gezogen wird?«

Er schaute mich an. Sein Blick steckte voller Vertrauen, gleichzeitig jedoch voller Zweifel. Er konnte wohl nicht glauben, daß sich einer gegen den Clan der roten Schlange stellte.

»Man kann sie nicht bekämpfen. Sie sind zu stark.«

»Einen haben wir getötet.«

Der Alte drehte langsam seinen Kopf. Er schaute auf die Leiche mit dem Skelettschädel und hob die mageren Schultern. »Das ist nur einer, aber es sind so viele.«

»Die wir auch noch bekommen.«

»Nein.«

»Wenn Sie uns helfen, ja.«

»Wer sie verrät, den wird Tschu Wang umbringen«, flüsterte er. »Diese Häuser hier sind fast leer. Die Menschen sind geflohen. Sie haben gehört, daß Tschu Wang schon da ist, deshalb sind sie weggelaufen. Das große Grauen beginnt.«

»Wo finden wir Tschu Wang?«

»Niemand weiß es.«

»Aber Sie wissen, daß er da ist.«

»Ja, die anderen haben es gesagt.«

»Wer sind die anderen?« hakte ich nach.

»Es gibt sie nicht mehr, weil sie die Häuser verlassen haben.«

Jetzt fragte auch Suko. »Wo hat man den Dämon denn beschworen?«

»Im Tempel.«

»Und wo finden wir den?«

Der alte Mann schaute Suko an. »Du willst es wirklich wagen, mein Sohn?«

»Ja, ich muß es.«

»Gut.« Er schaute auf die Tote und nickte. »Ich habe nicht viel zu verlieren, mein Leben hat keinen Sinn mehr. Deshalb werde ich euch sagen, wo ihr ihn finden könnt. Unter diesem Haus hat die Bande der roten Schlange den Tempel eingerichtet. Ihr müßt in den Keller gehen, dort steht der Altar.«

»Würdest du uns begleiten, alter Mann?« erkundigte sich Suko sehr höflich.

»Wenn ihr es wünscht.«

»Bitte.« Suko half dem Alten hoch. Der Mann ging noch gebeugter als

zuvor. Er hatte den Mund fest zusammengekniffen, die Lippen waren kaum zu sehen.

Mit schlurfenden Schritten ging er vor und steuerte die Tür an, die in den Flur führte.

Es war wieder still geworden. Über diesem Haus lastete das Schweigen des Todes. Erst jetzt merkte ich, wie schlecht die Luft war. Auch roch sie anders. Irgendwie süßlich, und sie schien mir auch nach Schwefel zu schmecken.

Wir betraten den Flur. Zur Hälfte war der Boden nur mit grauen Steinen belegt, die andere Hälfte bestand aus Holz, dessen Dielen sich bogen, als sie unser Gewicht spürten.

Wir liefen an der schmalen Treppe vorbei und gingen auf eine Tür zu, die so niedrig war, daß wir die Köpfe einziehen mußten, um hindurchzukommen.

Der Alte öffnete.

War die Luft in dem Haus schon muffig und irgendwie beißend gewesen, so steigerte sie sich nun noch. Aus dem Keller drang uns ein regelrechter Gestank entgegen, bei dem sich unsere Mägen umdrehten. So roch es nicht einmal in einer alten Gruft, und wir machten uns auf das Schlimmste gefaßt, als wir die Holzleiter hinunter in die dunkle Tiefe stiegen.

Ich hatte meine kleine Lampe eingeschaltet, konnte sie aber vergessen, denn Suko, der als erster unten angelangt war, fand einen Lichtschalter.

Ich sprang in den Keller und sah vor mir einen niedrigen Gang, der so tief war, daß ich den Kopf einziehen mußte. Wir schritten durch diese feuchte Enge, und ich atmete nur durch die Nase. Suko machte es mir nach, auch ihn störte der Geruch.

Dann standen wir vor einer zweiflügeligen Holztür. Quer auf das lackierte und mit einer Staubschicht bedeckte Holz war eine knallrote Schlange gemalt worden.

Suko trat die Tür auf.

Wir standen in dem Altarraum.

Es war eine Stätte des Schreckens. Vor uns stand ein gewaltiger Trog. Darin schwamm eine Flüssigkeit, die beim ersten Hinsehen an Blut erinnerte, doch als wir sie genauer untersuchten, stellten wir fest, daß es sich um ein anderes Zeug handeln mußte. Blut konnte es nicht sein, dazu war die Flüssigkeit zu dick.

Ich wandte mich an den alten Mann. »Wissen Sie, was sich in diesem Trog befindet?«

Er nickte.

»Und was?«

Da ging der alte Mann vor. Suko und ich beobachteten ihn, wie er am Rand des Trogs stehenblieb und beide Hände in die Flüssigkeit

hineinsenkte.

Er schien irgend etwas zu suchen, bewegte seine Arme, beugte sich noch weiter vor und hatte es dann.

Langsam zog er die Arme wieder hervor. Das rote Zeug rann an seinen Händen entlang und tropfte wie Leim ab. Der Gegenstand, den der Alte aus dem Trog hervorholte, mußte sehr schwer sein, und mir kam ein schrecklicher Verdacht, den ich gleich darauf bestätigt sah.

Aus der sirupartigen Flüssigkeit erschien ein Gesicht.

Das Gesicht eines Mannes.

Suko und ich griffen zu, unterstützten den Alten, und gemeinsam zogen wir einen Toten hervor. Und zwar einen Toten, der mir bekannt vorkam. Er gehörte zur Londoner Unterwelt und damit auch zu Logan Costello…

***

Wenig später lag der Mann neben dem Trog.

Ersparen Sie mir bitte eine Beschreibung, ich hatte schon viel gesehen, aber das gehörte zu dem Schlimmsten, was mir je unter die Augen gekommen war.

Hart mußte ich schlucken.

Das Gesicht des Mannes war zum Glück noch zu erkennen. »Er gehörte zu Costello«, sagte ich leise.

Suko nickte. »Deshalb also die Feindschaft.«

Ich wandte mich an den alten Mann. »Was hat man mit ihm gemacht?« fragte ich.

»Er mußte sterben.«

»Und warum?« Meine Stimme klang kratzig.

»Um Tschu Wang beschwören zu können, müssen die alten Riten einfach eingehalten werden«, erklärte er mir.

»Und diese Riten sind so schlimm?«

»Für die heutigen Begriffe ja.«

Ich wandte mich ab. Die Mitglieder der roten Schlange fanden wir hier unten nicht. Sie hatten sich abgesetzt. Ich fragte den Alten nach dem Grund.

»Sie wollen Tschu Wang begrüßen.«

»Und wo?« hakte ich nach.

»Er kommt mit der Dschunke. Es ist die alte verfluchte Teufelsdschunke. So hat es bereits in der Legende gestanden.«

»Sag mir den Ort!«

Da hob der alte Mann die mageren Schultern. »Ich weiß es nicht, denn ich gehöre nicht zu ihnen. Einer ist nur zurückgeblieben. Sie haben gewußt, daß meine Schwester etwas unternehmen wollte. Sie wissen alles. Wirklich.«

»Augenblick mal«, sagte Suko. »Die rote Schlange hatte also erfahren,

wo Mrs. Kan hinwollte?«

»Ja.«

»Und woher?«

»Das kann ich euch nicht sagen. Die Wände hier haben Ohren, um zu hören und Augen, um zu sehen. Hier ist alles anders.«

Sukos Gesicht nahm eine kalkige Farbe an. Ich ahnte, welche Gedanken ihn beschäftigten. Er dachte an Shao, die wir allein zurückgelassen hatten. Befand sie sich vielleicht in Gefahr?

»Gibt es hier ein Telefon?« fragte ich.

»Nein.«

Aber ich hatte eins im Auto. So schnell wie möglich verließen wir den Keller. Draußen war es inzwischen hell geworden. Trotzdem lag eine nahezu gespenstische Stille über der Straße. Nur vom nahen Park her vernahmen wir leises Vogelgezwitscher.

Ich ließ die Wagentür offen, als ich hinter dem Lenkrad saß und den Hörer abnahm.

Die Verbindung klappte, aber es hob niemand ab. Achtmal ließ ich läuten, dann hatte ich Gewißheit.

Suko sagte nichts. Wie ein Denkmal stand er neben dem Wagen.

Ich tauchte wieder auf.

»Sie ist nicht da«, sagte der Chinese.

Ich nickte.

Tief atmete Suko ein. Dann ballte er die Hand und schlug auf das Autodach. »Und wir werden sie finden«, flüsterte er. »Verdammt, wir holen sie raus. Und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben getan habe. Das schwöre ich dir, John.«

Obwohl wir noch keinen Beweis besaßen, war doch sicher, daß Shao etwas passiert war. Ich aber rief die Mordkommission an, denn sie hatte erst einmal hier zu tun.

Um Shao würden wir uns danach kümmern, falls es nicht schon zu spät war…

***

Die Killer aus Costellos Clan trugen Maschinenpistolen und Revolver. Es lag auf der Hand, daß sie von ihrem Boß einen Mordauftrag bekommen hatten. Sie waren eiskalte Profis, in zahlreichen Gangsterschlachten erfahren, und sie zögerten auch keine Sekunde lang, denn die Waffen spien Feuer.

Zwei Killer blieben von dem Wagen gedeckt. Sie schossen mit Revolvern. Die anderen hatten ihre MPi’s und fühlten sich dementsprechend sicher mit ihren Waffen.

Sie feuerten während sie liefen.

Das mörderische Schußstakkato hallte über den freien Platz. Man hätte sich in das Chicago der Dreißiger Jahre versetzt fühlen können.

Die Garben rissen den Boden auf, warfen Dreck und Gras hoch und wanderten auf die Diener der roten Schlange zu.

Aber sie erreichten sie nicht.

Bevor die Mafiosi sich eingeschossen hatten, reagierten die anderen. Plötzlich lösten sich von ihren Stirnen die Schlangen, und ehe die Gangster sich versahen, wurden sie getroffen.

Zuerst warf der ganz links stehende Mann die Arme hoch, ließ seine Waffe fallen und griff sich an die Stirn. Er stieß einen gurgelnden Schrei aus, fiel in die Knie und blieb liegen.

Der zweite MPi-Mann feuerte zwar, und hätte fast die Chinesin getroffen, denn ganz in ihrer Nähe wühlten sich die Bleihummeln in den Boden, dann verstummte auch seine Waffe, als er den harten Schlag über der Nasenwurzel spürte. Er torkelte nach vorn, krachte zu Boden und fiel über seine Waffe.

Regungslos blieb er liegen.

Im nächsten Augenblick geschah etwas Seltsames. Sofort lösten sich die Schlangen von den Stirnen der Männer, huschten zurück und nahmen wieder ihren angestammten Platz ein.

Zwei Mafiosi blieben übrig.

Die beiden hielten schwere Revolver in den Händen und hatten mit Schrecken feststellen müssen, was mit ihren Kumpanen geschehen war. Für sie, die nur rational dachten, war dies ein unbegreiflicher, nicht erklärbarer Vorgang, in den sie sich überhaupt nicht hineinversetzen konnten.

Sie sahen ihre Freunde am Boden liegen und dachten nicht mehr daran, den Kampf fortzusetzen. Auf dem Absatz machten sie kehrt und rannten weg.

Furcht, Angst und Panik verliehen ihnen gewaltige Kräfte. So schnell waren sie noch nie in ihrem Leben gelaufen, und die Diener der roten Schlange ließen sie.

Das alles hatte auch Shao gesehen. Zuerst war sie entsetzt gewesen, doch nun, als die hautnahe Gefahr gebannt war, dachte sie wieder klarer.

Flucht!

Der Gedanke war wie ein Brandeisen, das sein Zeichen in ihrem Gehirn hinterließ. Die Chinesen waren abgelenkt, sie achteten momentan nicht auf sie, vielleicht konnte sie es schaffen.

Shao raffte sich auf.

Und dann rannte sie. Sie hatte sich die rechte Seite ausgesucht, ihre Füße stampfen über den Boden, das lange Haar wehte als Fahne in ihrem Nacken. Sie wollte nur weg.

Die Chinesen hörten ihre Schritte. Die Mafiosi waren ihnen egal gewesen, nicht das Mädchen.

Abermals schickten sie den lautlosen Tod auf die Reise. Wieder lösten

sich die Schlangen von ihren Stirnen, verwandelten sich auf ihrem Flug und wurden zu gefährlichen Dolchen, die Shao nicht hörte, von ihnen jedoch umkreist wurde und sie dann sah.

Sie schrie auf, als sie erkannte, was da mit tödlicher Präzision auf sie zuflog.

Wie vor eine Mauer gelaufen blieb Shao stehen, riß die Hände vors Gesicht und sah die beiden kleinen Schlangendolche, die Kurs auf ihre Stirn nahmen.

Sie konnten sie gar nicht verfehlen…

***

Jetzt ist es vorbei, dachte Shao!

Sie rechnete mit ihrem Ende, wartete auf den tödlichen Stoß der beiden Schlangendolche, ihr Innerstes vereiste, der Körper zog sich zusammen, und sie schaute überrascht auf, als doch nichts geschah.

Sekunden vergingen.

Langsam entkrampfte Shao sich wieder. Ihre Hände sanken herab, sie öffnete die Augen – und sah die beiden gefährlichen Schlangenpfeile. Eine Handbreit vor ihrem Gesicht schwebten und standen sie in der Luft.

Tief atmete Shao ein. Sie wagte nicht, sich zu rühren. Denn wenn sie nur eine Bewegung machte, dann würden die beiden Pfeile zustoßen und sie im Gesicht treffen.

So wartete sie ab.

Nach einer Weile hörte sie Schritte. Den Lauten nach zu urteilen, waren es zwei Personen, die sich in ihrem Rücken näherten und dann hinter ihr stehenblieben, um sie anzusprechen.

»Du wolltest fliehen?«

Shao schwieg.

»Das hätte Tschu Wang aber gar nicht gern gesehen, meine Liebe«, sagte der andere.

»Nein, bestimmt nicht«, mischte sich der erste Sprecher wieder ein.

In Shao stieg es heiß hoch. Vom Magen her breitete sich das Gefühl der Angst aus und wanderte immer weiter. Ja, sie hatte Angst.

Diese Menschen, falls es welche waren, würden sie erbarmungslos töten, wenn sie sich nicht fügte. Die Chance zur Flucht war vertan.

Shao sah nur noch die Möglichkeit, sich dem Willen der anderen zu unterwerfen. Und damit konnte sie auch Zeit herausschinden. Zeit, die vielleicht einmal wichtig war.

»Ich hoffe, du richtest dich jetzt nach unseren Befehlen«, sagte der erste Sprecher.

Shao schwieg. Sie wagte nicht einmal zu nicken, denn sie hatte Angst, mit dem Kopf gegen die Spitzen der Schlangenmesser zu stoßen. Dafür schielte sie jedoch nach links und rechts, wo sie die

beiden Männer sah.
Sie boten einen wirklich makabren Anblick. Wo die Schlangen in ihren Stirnen gesessen hatten, befanden sich jetzt regelrechte Öffnungen, die haargenau die Umrisse der fliegenden Schlangenmesser aufwiesen. Ein wirklich schlimmes Bild, und Shao rann eine Gänsehaut über den Rücken, als sie es sah.
Dann zogen sich die Dolche zurück.
Das ging blitzschnell. Ohne daß irgendein Befehl erfolgt wäre, verschwanden die gefährlichen Mordinstrumente vor Shaos Augen und nahmen ihre Plätze ein.
Die Chinesin atmete auf.
Im nächsten Augenblick spürte sie wieder die harten Finger der Männer um ihre Oberarme. Die Bewacher drehten Shao herum und zwangen sie, in die ursprüngliche Richtung weiterzugehen.
Der dritte Mann war damit beschäftigt, die beiden Toten in den Wagen zu laden. Die Maschinenpistolen warf er hinterher. Dann nahm er selbst im Fahrzeug Platz, startete und fuhr zum Ufer hinunter. Nach einer Weile hörte Shao ein gewaltiges Klatschen. Wasser spritzte fontänengleich hoch, und die Chinesin konnte sich vorstellen, was geschehen war.
Der Mann hatte den Wagen kurzerhand in die Themse gefahren, wo er versinken würde.
Wieder ein Beweis weniger.
Er kam auch zurück. Shao und die beiden Männer trafen mit ihm kurz vor dem Bootshaus zusammen.
Aus der Nähe sah dieses am Wasser liegende Gebäude gar nicht so klein aus. Wenn man genauer nachrechnete, konnte dort eine Hochseeyacht ihren Platz finden.
Es gab auch einen Eingang. Eine Tür, die ebenfalls schwarz gestrichen war und kaum auffiel.
Der dritte Mann öffnete sie, während Shao von den anderen beiden festgehalten wurde.
Ihr Herz klopfte plötzlich schneller. Die Angst hatte sich gesteigert. Sie spürte, daß sie selbst vor einer entscheidenden Wende des Falls stand, daß man ihr unter Umständen sogar die Aufklärung präsentieren würde.
Nur hatte sie nichts davon – sie war eine Gefangene!
Das Tor quietschte, als es geöffnet wurde. Shao warf einen Blick in das Innere des großen Bootshauses.
Übergroß hob sich der Schatten eines seltsam geformten Schiffes ab. Es hatte ein ziemlich breites Heck und auch einen sehr breiten Bug, was Shao genau sehen konnte, denn sie schaute an der Backbordseite des Kahns entlang.
Kein Zweifel, vor ihr dümpelte die Teufelsdschunke. Taue liefen von

Bord aus schräg nach unten und waren mehrmals um zwei Poller gewickelt worden. Nach vorn hin, wo das Schiff herausgleiten mußte, war das Bootshaus geschlossen.

Bis auf die typischen Geräusche war es still. Das Wasser bewegte sich, schlug leise klatschend gegen die Bordwand, und auf der Dschunke knarrten hin und wieder Holz und Takelage.

Das Wasser sah Shao als eine dunkle, etwas unruhige Fläche zu beiden Seiten der Dschunke. Dazwischen jedoch erkannte sie helle, tanzende Flecken. Als die beiden Männer sie vordrückten, sah sie die Flecken genauer.

Es waren Totenschädel!

Unwillkürlich hielt Shao die Luft an. Es War eine makabre Entdeckung. Bis jetzt hatte das Schiff so normal ausgesehen, doch nun wurde ihr bewußt, daß es doch nicht der Fall war. Hier spielten andere Kräfte eine Rolle.

Shao schüttelte sich und preßte die Lippen fest aufeinander. Vor der Backbordseite des Schiffes blieben sie stehen. Etwa in halber Höhe war eine Luke geöffnet, dort hatte man einen Steg herausgeschoben, der seinen zweiten Halt dicht vor Shaos Füßen fand. Auf der Fläche besaß der Steg waagerechte Erhöhungen, so daß bei der schrägen Ebene die Füße Halt finden konnten.

Bis jetzt hatten die Bewacher kaum ein Wort gesprochen. »Da hoch«, sagte der eine.

Shao blieb nichts anderes übrig, als diesem Befehl Folge zu leisten.

Ihre Knie zitterten, als sie den schräg laufenden Steg in die Höhe schritt. Da es rechts und links kein Geländer gab, mußte sie auch auf ihr Gleichgewicht achten. Alles lief glatt, und Shao gelangte unangefochten an Deck.

Shao hatte eigentlich erwartet, daß man sie in Empfang nehmen würde, das war nicht der Fall. Sie stand auf dem leeren Deck und schaute sich um.

Der Geruch von Seewasser, fauligem Holz und zerfetzter Takelage stieg ihr in die Nase. Gleichzeitig nahm sie auch einen anderen Gestank wahr, der den ersten noch überdeckte.

Es stank nach Moder und Verwesung.

Shao kannte den Leichengeruch gut, denn sie hatte ihn nicht erst einmal gerochen. Auch in finsteren Grüften und auf alten Friedhöfen war er ihr begegnet.

Sie schauderte.

»Geh weiter«, wurde sie aufgefordert, und eine Hand drückte sie nach rechts.

Shao setzte sich in Bewegung. Sie kam dem großen Hauptsegel immer näher, legte den Kopf in den Nacken, sah das schlaffe Segel, aber sie erkannte auch den Totenkopf auf schwarzem Stoff. Er

schimmerte fahl gelb, ein Zeichen des Schreckens, das für die Besatzung der Dschunke so wichtig war.

Gab es überhaupt eine Besatzung?

Diese Fragte stellte sich Shao. Bisher hatte sie keinen gesehen, weder einen Zombie noch einen weiteren Diener der roten Schlange.

Alles war ruhig geblieben. Auch von dem dritten Typ, der sie begleitet hatte, sah sie nichts mehr.

Wo steckten sie also?

»Bleib stehen!«

Shao gehorchte automatisch, als sie den Befehl vernahm. Jemand ging an ihr vorbei und bückte sich. Shao sah den Deckel, der etwas erhöht auf dem Deck lag, und den der Mann jetzt kraftvoll zur Seite schob. Eine offene Luke lag vor der Chinesin.

Sie schaute hinunter.

Dunkelheit…

Shao fürchtete sich, denn sie nahm an, daß man sie dort hineinstecken und somit in dem Bauch der Dschunke gefangenhalten wollte.

Eine Gänsehaut rann über ihren Rücken.

»Spring!« zischte ihr jemand ins Ohr.

Unwillkürlich machte Shao den Rücken steif. Sie wollte nicht, denn sie hatte Angst vor der Dunkelheit.

Das kümmerte die Diener der roten Schlange nicht. Shao bekam einen Stoß, schrie erstickt auf und ging nach vorn. Aber da war nichts, was ihr Halt gegeben hätte.

Shao trat ins Leere.

Der rasche Fall riß sie in die Tiefe. Shao riß die Arme hoch, ihre Hände klatschten auf den Rand, wollten festhalten, doch sie rutschten ab.

Die schwarzhaarige Chinesin kippte in die Tiefe.

Bevor sie ihre Angst richtig fassen und in Gedanken umsetzen konnte, war schon alles vorbei. Da hatte sie bereits wieder festen Boden unter den Füßen.

Ein dumpfer Aufprall, das Einsacken in die Knie, und dann rutschten Shaos Hände über den Boden, der sich feucht, schimmlig und klamm anfühlte.

Sie ekelte sich. Bisher hatte sie sich noch tapfer gehalten, doch dieses Loch ohne Fenster raubte ihr den letzten Mut. Aber es sollte noch viel schlimmer kommen.

Zunächst jedoch fiel ein Gegenstand nach unten, der dicht vor ihren Füßen liegenblieb. Shao bückte sich, hob ihn auf und sah mit Verwunderung, daß es sich dabei um eine Taschenlampe handelte.

Waren die Diener der roten Schlange plötzlich menschenfreundlich geworden?

Shao hob den Kopf. Die Taschenlampe ließ sie liegen. Die Gestalt des Mannes zeichnete sich am Rand der Luke ab. Der Kerl hatte sich gebückt. Shao hörte, wie etwas über den Boden schleifte, dann wurde es wieder dunkler.

Schließlich war es finster wie in einem Tunnel. Der Mann an Deck hatte die Luke abgedeckt.

Shao war allein zurückgeblieben. Und nun freute sie sich, daß sie die Lampe hatte. Sie bückte sich und hob sie auf. Ein Druck auf den Knopf, und der helle Schein geisterte durch den Raum, als Shao ihren rechten Arm bewegte.

Sie mußte sich im Lade- oder Stauraum der Dschunke befinden.

Und dieser Raum war leer, jedenfalls sah das Mädchen nichts, was sie zu einer Ladung hätte zählen können.

Bisher hatte sie nur die Wände abgeleuchtet. Jetzt senkte sie den Arm mit der Lampe, so daß der gelbe breite Finger auch über den Boden glitt.

Plötzlich wurde Shao stocksteif. Etwas in ihrem Innern schien zu Eis zu werden. Shao schüttelte den Kopf, halboffen stand ihr Mund, der Strahl zitterte, und es sah so aus, als würden sich die Gestalten, die vom Lampenlicht getroffen worden waren, bewegen.

Das waren auch Gestalten.

Shao konnte das Grauen nicht mehr fassen. Jetzt wußte sie auch, woher dieser schreckliche Geruch kam, der sich auf der Dschunke ausgebreitet hatte.

Ihn hatte sie ihrer schaurigen Entdeckung zu verdanken. Einer Entdeckung, die aus Leichen bestand.

Aber aus Leichen ohne Köpfe!

Bis Shao das richtig begriff, dauerte es einige Sekunden. Dann hatte sie es erfaßt und konnte es nicht verkraften. Sie machte zwei Schritte nach vorn, spürte plötzlich den Schwindel und das Blei in ihren Gliedern und sackte zusammen.

Schwer fiel Shao zu Boden, wo sie ohnmächtig liegenblieb. Der letzte Anblick war zuviel gewesen…

***

Mit Suko war in den nächsten Stunden nicht viel anzufangen. Leider konnten wir uns nicht direkt um Shaos Entführung kümmern, weil ich erst das Eintreffen der Mordkommission abwarten mußte. Zudem hatte ich noch Polizisten angefordert, die den Rattenbau mit mir zusammen durchsuchten.

Wir machten die Entdeckung, daß die Häuser praktisch ineinander übergingen. Es gab da Verbindungstüren und Gänge. Wir entdeckten ein geheimes Waffenlager und zwei Opiumhöhlen, aber von den Mitgliedern der roten Schlange sahen wir nicht einen Hemdzipfel.

Die Bewohner des Viertels oder Straße schwiegen. Sie hatten Angst, das sah man ihnen deutlich an. Als ich mich nach zwei Stunden mit Sir James Powell, meinem direkten Vorgesetzten, in Verbindung setzte, wurde ich von ihm mit einem negativen Ergebnis konfrontiert, was die Großfahndung nach Shao anging. Sie hatte ich veranlaßt, bevor die Mordkommission eingetroffen war.

»Die Fahndung war ein Stoß ins Leere«, erklärte mir Sir James.

Ich schluckte nur mühsam einen Fluch.

Suko, der mitgehört hatte, ballte die Hände. In seinem Gesicht zuckte es. Selten hatte ich meinen Freund so erregt gesehen, denn ansonsten konnte sich Suko ausgezeichnet beherrschen.

»Wir lassen die Fahndung jedoch weiterlaufen«, meldete Sir James.

»Das wird nichts helfen!« erwiderte Suko.

Ich drehte ihm mein Gesicht zu. »Besser als nichts.«

»Ist Ihnen denn eine andere Lösung eingefallen?« erkundigte sich der Superintendent.

»Bis jetzt nicht.«

»Aber es muß doch einen Hinweis geben. Fragen Sie die Leute in dieser Gegend.«

»Die schweigen, Sir. Sie haben Angst vor der roten Schlange. Es ist sogar irgendwie verständlich.«

»Dann wissen Sie also nicht, wohin man Shao unter Umständen hingeschleppt hat?«

»Die Spur führt meines Erachtens auf ein Schiff. Es ist immer die Rede von der Teufelsdschunke gewesen.«

»Das müßte doch zu finden sein.«

»Sicher.«

»Eine Dschunke ankert ja nicht jeden Tag im Londoner Hafen.«

»Da finden wir sie sicherlich nicht, Sir«, hielt ich meinem Chef entgegen.

»Wo dann?«

»Sie wird sich versteckt halten.«

»Und wo kann sich ein Schiff verstecken? Da kämen an sich nur Bootshäuser in Frage, wenn Sie meine Meinung hören wollen.«

»Ja, das wäre möglich«, gab ich zu.

»Dann werden wir die Fahndung auf Bootshäuser konzentrieren«, erklärte mir Sir James. »Leider gibt es davon sehr viele. Ich werde noch mehr Leute anfordern.«

»Die nichts unternehmen sollen, wenn es ihnen tatsächlich gelingt, die Dschunke zu finden«, sagte ich schnell.

»Das ist klar, John. Wir werden Sie selbstverständlich informieren. Wo kann man Sie erreichen?«

»Das weiß ich noch nicht, Sir. Ich rufe zwischendurch immer mal bei Ihnen an.«

»Gut, ich bin im Büro und organisiere die Fahndung.« Er räusperte sich. »Alles Gute, und sprechen Sie Suko Mut zu.«

»Das mache ich, Sir.«

Der alte Eisenfresser war doch ein Mensch, wie man so schön sagt.

Nur nach außen hin zeigte Sir James die rauhe Schale. Innerlich besaß er einen weichen Kern, das bekam ich abermals bestätigt. Er wußte genau, wie gefährlich unser Job war. Bis jetzt hatte er uns immer den Rücken gedeckt.

»Du hast mitgehört?« wandte ich mich an Suko.

Der Chinese nickte.

»Aber irgend etwas paßt dir nicht – oder?«

Suko lächelte schmal. »Das ist alles gut und schön, was wir hier machen oder nicht machen. Ich für meinen Fall finde uns viel zu inaktiv. Mir paßt es nicht, daß wir hier herumstehen und anderen die Initiative überlassen. Tut mir leid.«

»Mir geht es nicht anders. Aber hast du einen besseren Vorschlag.«

»Vielleicht.«

»Dann raus damit.«

»Wir haben ja noch einen dritten Joker im Spiel. Und das ist Logan Costello. Vielleicht weiß er, wo sich die Dschunke aufhält.«

Ich runzelte die Stirn. »Du willst Costello direkt angehen?«

»Nicht angehen. Wir sollten über unsere eigenen Schatten springen und uns mit ihm verbünden.«

Ich knetete mein Kinn. »Das ist ein Vorschlag, der mir nicht gefällt. Ich treibe nicht gern den Teufel mit dem Beelzebub aus.«

»Aber diesmal bleibt uns keine andere Möglichkeit«, erklärte der Chinese.

Wenn ich den Fall noch einmal durchdachte und ihn hin- und herdrehte, so mußte ich meinem Freund recht geben. Es war wirklich so gut wie unmöglich, eine Chance zu finden.

»Einverstanden?« fragte er.

»Costello wird uns die Killer auf den Hals hetzen.«

»Das glaube ich kaum. Er haßt dich zwar, aber ob er es wagt, dich zu erschießen, ist fraglich. Schließlich hat er mindestens einen Mann verloren, und Killer wachsen nicht nach wie das Gras im Garten. Er wird also ebenfalls daran interessiert sein, daß die Bande der roten Schlange vernichtet wird.«

Suko redete sehr überzeugend, und er hatte es mittlerweile auch geschafft, mich auf seine Seite zu ziehen. Ich nickte und sagte: »All right, statten wir unserem Freund Costello einen Besuch ab. Und das ohne schußsichere Weste.«

Mein Freund lächelte nur schief.

Ich aber wollte mir Rückendeckung holen und telefonierte deshalb noch einmal mit meinem Chef.. Sir Powell war nicht begeistert, er

warnte, aber er sah ein, daß wir nach jedem Strohhalm greifen mußten. Zum Schluß wünschte er uns viel Glück.

»Begeistert war er nicht«, erklärte ich Suko.

»Kann ich verstehen.«

Bevor wir losfuhren, sprach ich noch mit dem Leiter der Mordkommission. Meine Aussage hatte er protokolliert, und so brauchte er mich nicht mehr.

»Sind wir eigentlich raus?« fragte er mich zum Schluß.

»Wieso?«

»Ihr Ruf ist bekannt, Sinclair. Aber da ist dieser Tote. Er heißt Gambio, wie wir inzwischen festgestellt haben, und er arbeitet für Logan Costello, den Mafioso.«

»Das weiß ich«, erwiderte ich und lächelte schmal. »Wir werden Costello übrigens einen Besuch abstatten.«

»Wann?«

»Jetzt«, sagte ich und lächelte.

»Sind Sie kugelsicher?«

»Vielleicht werde ich es noch.«

»Mann, Sie haben Humor. Ihr Leben möchte ich nicht führen, Sinclair. Wirklich nicht.«

Mir fiel ein alter Kalauer ein. »Wissen Sie, Kollege, das Leben ist wie eine Klobrille.«

»Wieso?«

»Man macht viel durch.«

Nach dieser Antwort ließ ich einen kopfschüttelnden Oberinspektor zurück.

Ich nahm hinter dem Steuer des Bentley Platz. Suko saß schon im Wagen. »Du weißt, wo Costello haust?« fragte er mich.

»Ja.«

»Dann will ich nur hoffen, daß wir ihn antreffen.«

Ein Typ wie Logan Costello besaß natürlich nicht nur eine Wohnung. Er leistete sich mehrere. Unter anderem zwei Häuser, eins davon an der Küste, und das andere im Londoner Westend gelegen, wo sich auch die Künstler und solche, die sich für Künstler halten, treffen. Dort war der Grund und Boden sehr teuer. Wer in dieser Ecke wohnte, der gehörte schon zu den Etablierten. Auch von Costello konnte man nicht gerade behaupten, daß er arm wäre. Der hatte Geld wie Heu. Allerdings hatte er das durch Blut und Tränen anderer verdient.

Zwischen Holland und Hyde Park liegt auch der Stadtteil Kensington. Dort mußten wir hin.

Inzwischen war die Zeit so weit fortgeschritten, daß die morgendliche Rush Hour eingesetzt hatte. Die bekamen wir voll mit. Die Fahrt gestaltete sich zu einer wahren Quälerei. In Mayfair ging es dann besser. Und als wir uns auf der breiten Bayswater Road

befanden, die die nördliche Grenze des Hyde Parks bildet, atmete ich auf. Ich hoffte auch, daß ich Costello in seinem Palast finden würde. Um diese Zeit arbeitete er noch nicht, da stand er gerade erst auf.

Das Haus des Mafioso lag in Nähe einer Kirche. Wenn Costello aus dem Fenster schaute, konnte er immer den hohen Turm sehen und wurde an seine Sünden erinnert. Doch ein Mann wie er würde sich daraus nichts machen.

Das Haus lag am Ende einer Sackgasse. Rechts der Straße schauten über die große Mauer Baumkronen hinweg. Ich stellte meinen Bentley direkt vor dem Eisentor auf, das auf Rollen lief und fernbedient geöffnet werden konnte.

Als wir die Wagenschläge aufstießen, wurde auch das Tor geöffnet. Sofort rannten zwei Muskelprotze herbei, die uns anschrien.

»Weg da, hier könnt ihr nicht parken.« Vor dem Bentley blieben sie stehen und nahmen eine drohende Haltung ein.

»Polizei«, sagte ich zuerst.

Sie grinsten nur.

Als ich Scotland Yard sagte, wurden sie schon vorsichtiger und fragten, was los sei.

»Wir wollen euren Boß, Costello, sprechen.«

»Sind Sie angemeldet?«

Mit dieser Frage löste er eine kleine Explosion bei Suko aus. Plötzlich packte der Chinese zu. Seine Finger drehten das Revers des Kerls, und Suko hob den Mann hoch, als wäre er ein Leichtgewicht.

»Wir wollen mit Costello, der Ratte, reden, hast du nicht gehört?«

»Laß ihn, Suko«, sagte ich. »Dieser Gentleman wird uns sicherlich anmelden.«

Suko stellte den Knaben wieder ab.

Der war ziemlich bleich geworden und schlich von dannen. Der andere blieb am Tor stehen.

Der Chinese hob wie entschuldigend die Schultern. »Ich konnte einfach nicht mehr…«

»Schon gut.« Meinen Partner verstand ich sehr gut. Die Sorge um Shao fraß ihn fast auf. Für Suko lief die Fahndung viel zu langsam ab, aber wir mußten uns an die Spielregeln halten. Auch ich hatte in ähnlichen Situationen wie mein Freund gesteckt und war damals vor Ungeduld fast geplatzt.

Der erste Kerl kam zurück. »Ich weiß Ihren Namen nicht«, sagte er.

»John Sinclair!«

Als er das hörte, wurde er ein wenig blaß. Anscheinend schien es sich herumgesprochen zu haben, daß ich mit Costello nicht gerade auf freundschaftlichem Fuß stand. Er drehte sich um und verschwand zum zweitenmal.

Logan Costello war sowieso ein Problem, denn nicht zuletzt Dr. Tod

hatte auch eine geschäftliche Verbindung zwischen sich und dem Mafioso geschaffen. Solo Morasso nutzte Costello für seine Belange eiskalt aus. Er schob ihn als Strohpuppe vor, und Costello gehorchte, er mußte gehorchen, denn er kannte die Macht dieses Mensch-Dämons. Wer sich gegen Dr. Tod stellte, der wurde eiskalt vernichtet. Das hatten inzwischen schon mehrere Gegner zu spüren bekommen.

Diesmal brauchten wir nicht so lange zu warten. Der Schläger kam zurück und meldete, daß sein Boß uns empfangen wollte. »Den Wagen können Sie stehenlassen.« Er war sogar sehr höflich. Wahrscheinlich hatte Costello ihn geimpft.

Das schadete nichts.

Wir betraten einen gepflegten Park. Allerdings hatte ich erwartet, das Haus weiter hinten zu sehen. Es stand jedoch relativ dicht an der Grundstücksgrenze, wenn es auch von den hohen Platanen und Eichen verdeckt wurde.

Auch war das Gebäude nicht neu. Ich schätzte sein Alter auf zwanzig Jahre. Ein wuchtiger Bau im Landhausstil, sehr stabil aussehend und auch gepflegt.

Der Eingang war breit, und zu ihm führte eine Treppe hoch. Ein Diener öffnete uns die Tür. Der Knabe mit den langen Koteletten trug tatsächlich Livree.

Ich mußte grinsen.

Schweigend betraten wir die kühle Halle, wo Costello seine historische Waffensammlung präsentierte. Da sahen wir nicht nur Musketen oder Steinschloßpistolen, sondern auch spätmittelalterliche Hieb- und Stichwaffen.

Eine Marmortreppe führte nach oben, und vor der Treppe stand Logan Costello.

***

Wir musterten uns.

Es waren abschätzende Blicke, denn wir beide wußten, was wir voneinander zu halten hatten. Logan Costello hätte mich liebend gern zur Hölle geschickt, und er wäre von Asmodina oder Dr. Tod auch sicherlich reich belohnt worden, aber er traute sich einfach nicht. Zudem hatte er im Augenblick selbst Probleme, wobei ihm wohl nicht einmal Solo Morasso helfen konnte, deshalb hatte er sich bestimmt bereit erklärt, uns zu empfangen.

Er war noch nicht angezogen, sondern trug einen grünschwarz schillernden Hausmantel aus Seide. Um seinen Hals hatte er ein Tuch gebunden, die Hände hatte er in den Taschen seines Hausmantels vergraben. Hinter uns schloß der Diener sacht die Tür und blieb wie eine Statue stehen. Das stellte ich mit einem schnellen Blick über die Schulter fest.

»Sinclair«, sagte Logan Costello und verzog verächtlich die Mundwinkel. »Was wollen Sie?«
Ich schaute ihn mir an. Vor allen Dingen erkannte ich in den dunklen Augen die Feindschaft. Das Gesicht wirkte etwas aufgeschwemmt, zudem trug er einige Pfunde zu viel mit sich herum, aber er war noch der brutale Killerboß, als den ich ihn kannte. Ich mußte daran denken, wie er Lady Sarah und mich hatte verbrennen wollen, und die Wut stieg in mir hoch. Mit Costello hätte ich für mein Leben gern abgerechnet, nur mußte man ihm etwas beweisen, und das war verdammt schwer.
»Ich schätze, wir haben gemeinsame Probleme«, sagte ich.
»Wieso?«
»Was halten Sie von der roten Schlange?«
Costello fuhr über sein Kinn.. Auf der Haut schimmerten bläuliche Bartschatten. »Wovon reden Sie?«
»Von einem Geheimbund, der auch Ihr Feind ist. Das sollten Sie doch wissen.«
»Ich kann mich nicht erinnern.«
»Auch nicht an Gambio?«
»Er arbeitet für mich.«
»Jetzt ist er tot.«
»Jeder muß sterben.«
»Richtig, aber Gambio wurde umgebracht. Und auf eine unfeine Art und Weise. Ich kann mir vorstellen, daß er nicht der einzige ist, der von ihren Leuten das Zeitliche segnet.«
»Das wäre meine Sorge, nicht Ihre. Sie sollten lieber an den Mord an meinem Bruder denken, Bulle!« Costello lief rot an. Sein Temperament ging mit ihm durch.
»Ennio hat sich selbst erschossen. Es war ein Unfall!« knirschte ich.
»Ach, hören Sie auf.«
Dieser Mann würde mir nie glauben. Es war mir auch egal, und ich kam wieder auf die rote Schlange zurück. »Dann wissen Sie also nichts von diesem Geheimbund?«
»Nein!«
Neben mir atmete Suko heftig ein und aus. Auch ihm ging das Betragen dieses Killerfürsten auf die Nerven. Aber er sagte nichts, hatte nur Mühe, sich unter Kontrolle zu behalten.
Ich startete einen allerletzten Versuch. »Es wäre wirklich besser, wenn Sie in diesem Fall mit der Polizei zusammenarbeiten, Costello. Ich denke da an Menschen, die noch ihr Leben verlieren könnten. Dr. Tod scheint Ihnen nicht helfen zu können, und ich will keinen Bandenkrieg in London haben.«
Costello hatte seinen Entschluß getroffen. »All right, Sinclair, das war Ihre Rede. Doch nun will ich Ihnen etwas sagen. Ich weiß nicht, was

das alles soll, ob Sie mir eine Falle stellen wollen oder nicht. Einmal habe ich Sie in mein Haus gelassen, doch kommen Sie von nun an nicht mehr zu mir, sonst kann ich für Ihre Sicherheit nicht mehr garantieren. Haben wir uns verstanden?«

»Natürlich.«

»Dann gehen Sie!«

Mit dieser Abfuhr hatte ich eigentlich gerechnet. Costello war auch nur eine winzige Hoffnung gewesen, vergleichbar mit einer Seifenblase, die nun platzte.

Und dann sagte Suko etwas. Er sprach ganz ruhig, aber seine Worte ließen Costello nicht unbeeindruckt. »Sollte ich herausfinden, daß Sie doch etwas mit der roten Schlange und deren Verbrechen zu tun haben, dann komme ich persönlich zu Ihnen, und auch tausend Leibwächter werden Sie nicht schützen können.«

»War das eine Drohung?«

»Nein, ein Rat!« Suko nickte dem Mann zu und machte auf dem Absatz kehrt.

Er ging zur Tür.

Ich schritt langsamer hinter ihm her, wobei ich Costello noch im Auge behielt. Bei ihm konnte man nie wissen. Er schickte noch einen Fluch auf die Reise, als Suko die Tür öffnete.

Der Schläger in Dieneruniform schaute geflissentlich zur Seite, als ich ihn passierte.

Suko stand bereits draußen.

Auch ich blieb auf der Treppe stehen und schaute in den vor mir liegenden Garten.

Vom Tor her rannten die beiden Gestalten auf das Haus zu. Das heißt, die taumelten mehr, als wären sie erschöpft. Und einer brüllte:

»Die rote Schlange, verdammt, die rote Schlange hat Ben und Curd gekillt…«

***

Nach diesen Worten brach der Mann zusammen. Ich aber war wie elektrisiert.

Der Kerl hatte die rote Schlange erwähnt. Sein Kumpan schien noch eine bessere Kondition zu haben, denn er lief weiter auf die Treppe zu.

Suko und ich rannten ihm entgegen.

Bevor der Mann umkippen konnte, hatte Suko ihn aufgefangen. In den Armen des Chinesen blieb er liegen und atmete schnell, keuchend und heftig. Der Ausdruck in seinen Augen erinnerte an eine Mischung aus Erschöpfung und Angst.

»Lassen Sie den Mann los!« Costellos Stimme peitschte durch den Garten.

Ich drehte mich um.

Der Mafioso stand auf der Treppe und schaute uns finster an. Von zwei Leibwächtern wurde er eingerahmt. Die Hände der Männer befanden sich in verdächtiger Nähe ihrer Waffen.

»Wir werden ihn nicht loslassen!« rief ich zurück. »Dieser Mann wird seine Aussage machen, und auch Sie können mich nicht daran hindern, Costello!«

Meine Antwort hatte die Lage verschärft. Sie stand jetzt wirklich auf des Messer Schneide. Wenn sie zur einen Seite hin kippte, drehte Costello durch. Und er stand dicht davor. Aber ich wollte auch nicht nachgeben.

Wie würde Costello sich entscheiden?

Er nickte. Dann machte er kehrt und verschwand im Haus. Die beiden Bodyguards blieben draußen.

Das wunderte mich, und auch Suko zeigte sich überrascht. »Verstehst du das, John?«

»Kaum. Ich kann es mir nur damit erklären, daß Costello wirklich Angst vor der roten Schlange hat, was er begreiflicherweise nicht zugeben, aber uns jetzt den Schwarzen Peter in die Schuhe schieben will, damit wir uns um den Fall kümmern.«

»Was ich für meinen Teil gerne mache!«

Das konnte ich mir denken. Suko hatte den Mann zu Boden gleiten lassen. Er lag auf dem Rücken. Sein Atem ging zwar noch immer schnell und heftig, aber er hatte sich soweit beruhigt, daß man mit dem Knaben reden konnte. Äußerliche Verletzungen sahen wir bei ihm nicht.

»Zur Sache«, sagte ich. »Was haben Sie vorhin von der roten Schlange erzählt?«

Ich bekam sofort eine Antwort. Wahrscheinlich stand der Knabe noch unter dem Schock. »Ich habe sie gesehen. Die Hundesöhne haben zwei von uns umgelegt.«

»Erschossen?«

»Nein. Nur durch die Schlangen. Sie lösten sich plötzlich von ihren Stirnen und trafen die anderen mitten in den Kopf. Verdammt, sie waren sofort tot.«

»Ihr seid entkommen?«

»Ja, wir schafften es gerade noch.«

»Wo passierte das denn?«

»Am Fluß!«

Also hatten wir doch mit unserer Vermutung recht gehabt.

Vielleicht sogar auf der Dschunke?

»Wo am Fluß?« Suko hielt es nicht mehr aus. Er umfaßte die Schultern des Mannes. »Reden Sie, wo?«

»Ich weiß es nicht genau. Die Gegend kenne ich nicht. Ich bin auch nicht gefahren.«

»War es in London?« hakte ich nach.
»Vielleicht. Auf jeden Fall weit weg.«
»War auch ein Mädchen dabei?« fragte Suko.
»Ja, eine Chinesin.«
Suko verzog das Gesicht und stöhnte auf. Jetzt hatte er den Beweis, daß sich Shao in den Händen der roten Schlange befand.
»Ist dem Mädchen etwas geschehen?«
Der Mann verzog das Gesicht. »Nein, es konnte noch laufen. Ich… ich habe ja nicht viel gesehen. Wir sind doch ebenfalls weggerannt. Ehrlich.«
»Und wo war das?« mischte ich mich wieder ein. »Erinnern Sie sich. Sie kommen doch aus London.«
»Verdammt, ich bin erst drei Monate hier. Wir sind durch Belgravia gefahren, aber dann viel weiter.«
»Ihr seid am Ufer geblieben?«
»Nein, nur danach hingefahren.«
»Was heißt danach?«
»Als die Fabriken nicht mehr zu sehen waren. Da waren doch dann Bootshäuser.«
Ich atmete tief durch. Ein Blick auf Suko bewies mir, daß es ihm nicht anders erging.
Nun wußten wir mehr. Es gab zwar zahlreiche Bootshäuser dort, aber es konnte eigentlich nicht sehr schwer sein, das zu finden, wo man Shao gefangenhielt. Und dort schien sich auch die Dschunke versteckt zu halten, davon war ich überzeugt. Ging man davon aus, daß die Dschunke kein kleines Schiff war, mußte das Bootshaus auch ziemlich groß sein.
Ich erhob mich.
Suko hatte den Mann auch losgelassen und wischte über seine schweißnasse Stirn. »Das hätten wir«, sagte er.
Uns hielt hier auf dem Grundstück des Mafioso nichts mehr. Unser Platz war nun woanders.
Als ich einen Blick zum Haus zurückwarf, sah ich hinter einer Scheibe im ersten Stock eine Bewegung. Dort stand Logan Costello und beobachtete uns. Ich konnte mir vorstellen, daß er sich ins Fäustchen lachte, was mir überhaupt nicht paßte, denn wir mußten für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen.
Doch es ging um Shaos Leben. Und da waren andere Bedenken völlig zweitrangig.

***

Irgendwann erwachte Shao.
Die Lampe brannte noch immer, aber ihre Leuchtkraft war deutlich schwächer geworden. Daran konnte Shao erkennen, daß sie sicherlich

mehr als eine Stunde ohnmächtig gewesen war.
Es schmerzten ihr weder der Kopf noch der Körper, nur vom Magen her stieg ein flaues Gefühl hoch und verursachte in ihrem Kopf einen leichten Schwindel.
Das konnte auch an der schlechten Luft liegen, die sich in diesem Stauraum ausgebreitet hatte.
Shao setzte sich auf. Dabei drehte sie den Kopf und verfolgte mit den Blicken den Verlauf des Lichtstrahls. Die Lampe war zufällig so gefallen, daß ihr Licht auf die grauenerregenden Gestalten fiel, die diesen Laderaum bevölkerten.
Wiederum traf der Anblick Shao wie ein Schlag. Hastig riß sie die Lampe an sich und richtete den Strahl auf die gegenüberliegende Seite, wo er die Wand traf.
Sie wußte nicht, wer diese Opfer waren, aber sie hatte erkannt, daß einige noch nicht so lange hier unten liegen mußten. Die Kleidung sah noch ziemlich neu aus.
Die Chinesin konnte nicht wissen, daß die Diener der roten Schlange kurzerhand die beiden Mafiosi in den Stauraum geworfen hatten. Und mit ihnen auch den Mann namens Chink, denn seine Funktion war erfüllt. Zudem gehörte er nicht zu ihnen und mußte sterben.
So einfach und brutal waren die Regeln.
Mittlerweile merkte Shao das Schwanken der Dschunke. Sie lag nie ruhig, es war ein leichtes Auf- und Abgleiten, je nachdem, wie sich das Wasser bewegte, das gegen die äußere Bordwand klatschte.
Erst jetzt kam Shao auf den Gedanken, einen Blick auf ihre Uhr zu werfen.
Die Chinesin erschrak.
Es war schon früher Nachmittag. Dann hatte sie doch länger ohnmächtig dagelegen, als sie zuvor angenommen hatte. Sicherlich war sie auch vermißt worden, und bestimmt würden Suko und John alles tun, um sie zu finden.
Nur war das eine sehr schwierige Sache. Denn woher sollten sie wissen, wo man sie gefangenhielt?
Sie schaltete die Lampe aus, weil sie die restliche Energie der Batterie sparen wollte. Dunkelheit fiel über sie. Und mit der Dunkelheit kamen die Depressionen.
Shao fühlte sich mit einemmal von allen Menschen verlassen. Sie kam sich so ungeheuer einsam vor. Die Traurigkeit stieg in ihr hoch und auch die Angst.
Am liebsten hätte sie geschrien, und nur mit Mühe konnte sie sich beherrschen.
Sie weinte.
Shao wußte nicht, wie lange sie auf dem feuchten, schimmligen Boden gesessen hatte, schließlich kamen keine Tränen mehr. Und

dabei hätte sie für ihr Leben gern mit jemandem gesprochen, wenn es auch ein Mitglied dieser Bande gewesen wäre.

Da hörte sie das Geräusch.

Es war ein Schaben und gleichzeitig ein Kratzen. In der Stille besonders laut zu vernehmen.

Shao horchte auf.

Zuerst dachte sie an Ratten, aber dann hätte sie bestimmt trippelnde Schritte vernommen. Die Geräusche mußten woanders herstammen, von anderen Personen oder Tieren.

Nur – von wem? Sie befand sich doch völlig allein in diesem verdammten Gefängnis unter Deck.

War sie wirklich allein?

Mit Schrecken wurde ihr klar, daß dem nicht so war. Denn bei ihr befanden sich die Leichen, die Toten, die so grauenerregend aussahen. Sollten die etwa?

Auf einmal klopfte ihr Herz schneller. Die Schweißdrüsen begannen zu arbeiten und sonderten ihre Stoffe ab. Das Blut floß schneller durch die Adern und rauschte in Shaos Kopf.

Nebenwirkungen einer heißen Angst.

Shao dachte an die Lampe, die jetzt neben ihr lag. Sie traute sich kaum, sie in die Hand zu nehmen, aber um Gewißheit zu haben, mußte sie sie einschalten.

Schon streckte sie den Arm aus. Mehr aus einem Reflex geboren, als vom Gehirn befohlen.

Die Fingerkuppen glitten über den kühlen Schaft, wanderten weiter und erfaßten den schmalen Knopf, den sie nur hochzuschieben brauchte.

Shao tat es.

Sie hatte es noch nicht gewagt, die Lampe zu drehen. Noch fiel der Lichtstrahl gegen die Wand und malte dort den Kreis. Doch langsam wanderte er nach links. Um so schneller, je stärker Shao ihre Hand bewegte.

Dann hatte er sein Ziel fast erreicht. Die Chinesin brauchte den Arm nur noch zu senken, um zu sehen, ob sie mit ihrer makabren Vermutung recht behalten hatte.

Noch stärker klopfte ihr Herz. Es erinnerte sie an schwere Hammerschläge, die in ihrem Kopf widerhallten.

Leicht zitternd fiel der Strahl nach unten auf den Boden.

Im gleichen Augenblick packte Shao das kalte Entsetzen. Eine der kopflosen Leichen hatte sich an der Wand hochgeschoben und war aufgestanden…

***

Sekundenlang geschah gar nichts. Shao war einfach zu geschockt, um

reagieren zu können. Sie schrie nicht, sie atmete kaum, sie blieb einfach stumm.

Zu grauenhaft war das Bild.

Der Torso hatte es schwer. Er mußte mit dem Gleichgewicht kämpfen und hatte dabei seine Arme ausgebreitet. Die Beine bewegten sich, wie an Fäden hängend, und seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Er kam vor.

Ein unheimlicher Instinkt schien dem Torso zu verraten, daß ein lebendiger Mensch in der Nähe war.

Der erste Schritt…

Shao zitterte. Noch immer richtete sie die eingeschaltete Lampe auf den Torso. Es war ihr einfach nicht möglich, sie auszuschalten.

Sie besaß die Nerven nicht dazu.

Neben dem Torso bewegte sich eine andere kopflose Leiche. Sie schlug ihren Arm zur Seite, der zwischen die Beine des ersten Torsos gelangte und diesen zum Stolpern brachte.

Schwer krachte er zu Boden. Er war über die restlichen Leichen gefallen und hatte sich Shao schon mehr genähert. Die Arme waren ausgestreckt, ebenso die Hände, dann aber zog er sie an seinen Körper heran, winkelte sie an und stemmte sie auf.

Der Torso kam wieder hoch.

Der zweite saß inzwischen und drehte sich.

Shao konnte sich nicht erklären, wodurch diese kopflosen Wesen gemerkt hatten, daß sich jemand in der Nähe befand. Wahrscheinlich leitete sie ein unheilvoller Trieb.

Dann stand auch der zweite.

Aber er drehte sich im Kreis, während der erste Torso merkte, was geschehen war und wo Shao saß. Auf jeden Fall kam er weiter auf sie zu.

Die Chinesin hielt es nicht mehr aus. Hatte sie bisher gesessen, so sprang sie jetzt auf und taumelte zur Seite, weil sie von einem plötzlichen Schwindel gepackt wurde, den sie im ersten Augenblick nicht unter Kontrolle hatte.

Sie fiel gegen die Wand.

Das war zugleich das Ende ihres Fluchtweges. Es gab keine Tür, keine Öffnung hier. Shao war eine Gefangene und würde es bleiben, bis…

»Nein«, wimmerte sie. »Nein, nein…«

Das Licht der Lampe zeigte ihr mit brutaler Deutlichkeit, was die lebende kopflose Leiche vorhatte. Die Arme waren so weit erhoben, daß die Hände Shaos Hals finden konnten.

Der zweite Torso befand sich direkt hinter dem ersten. Sollte der es nicht schaffen, würde der andere kommen.

Shao hatte sich mit dem Rücken hart gegen die Wand gepreßt. Sie zitterte am gesamten Leib, und dann konnte sie nicht mehr. Ein gewaltiger Angstschrei brach aus ihrem Mund, der jedoch abrupt verstummte, als sich die eiskalten Totenklauen um ihren Hals legten…

***

Wir saßen wieder im Büro!

Suko paßte dies überhaupt nicht, aber es ging einfach nicht anders.

Wir konnten nicht in der Gegend herumrennen und wild drauflossuchen, sondern mußten systematisch vorgehen.

Dazu hatten wir um Unterstützung der River Police gebeten und auch bekommen.

Die Polizei fuhr mit ihren Booten im verstärkten Maße den Fluß ab. Allerdings so, daß es nicht auffiel. Sie durchsuchten keine Bootshäuser, sondern glitten nur in ihrer Nähe vorbei, wobei sie natürlich auf irgendwelche Spuren oder Anzeichen achteten. Jedes außergewöhnliche Ereignis war sofort zu melden. Die Beamten kannten sich sehr gut aus. Sie fuhren die Strecke tagtäglich, und wir hofften darauf, daß ihnen etwas ins Auge stach.

Hin und wieder schaute Sir James bei mir vorbei. Ich konnte nur mit den Schultern zucken.

Der Superintendent verstand und zog sich zurück.

Glenda Perkins, meine Sekretärin, kochte Kaffee. Eine Kanne hatte ich schon leer. Glenda brachte die zweite.

Ich schaute von den Zeichnungen auf und lächelte sie an. »Danke, Sie wissen genau, was ich brauche.«

»Ich hoffe, die Aufmunterung reicht Ihnen, John.«

»Bestimmt.«

Glenda zog sich wieder zurück. Zum Flachsen war uns beiden nicht zumute. Jeder wußte, um was es ging, und wir konzentrierten uns nur auf das eine Ereignis, das hoffentlich eintreten würde.

Ich hatte eine Detailkarte vor mir liegen. In ihr war all das eingezeichnet, was für mich wichtig war. Vor allen Dingen die Gegend um den Teil der Themse herum, wo wir das Bootshaus vermuteten.

Suko und ich suchten gemeinsam. Die größten Bootshäuser piekten wir uns heraus. Mit einem Rotstift kreuzte ich sie an. Dann begann ich zu zählen: 14.

»Nicht gerade wenig«, sagte Suko und sprach mir dabei aus dem Herzen. Er hatte neben mir gestanden, richtete sich auf und bog sein Kreuz durch. »Verdammt, es paßt mir nicht, wenn wir hier untätig herumsitzen und nichts tun können.«

»Frag mich mal.«

Die Zeit verging. Hin und wieder trafen Meldungen der Flußpolizei ein. Sie waren samt und sonders negativ. Unsere Nervosität steigerte

sich. Bei jedem Anruf schraken wir zusammen, keimte Hoffnung auf, die Sekunden später wieder zerstört wurde.

Weder von einer Spur der Dschunke, noch von Shao oder der roten Schlange.

Immer öfter schaute ich zum Fenster hin. Die Sonne sank tiefer.

Wir näherten uns dem Abend. Glenda, die schon längst hätte zu Hause sein können, streckte ihren Kopf durch die Tür. »Ich habe etwas zu essen geholt. Möchte einer von Ihnen?«

Suko schüttelte den Kopf. Das war verständlich. Ich bestellte mir jedoch etwas.

Glenda brachte einen kalten Hähnchenschenkel. Nach einigen Bissen legte ich ihn zur Seite. Verflixt, ich konnte nichts essen.

Die Fahndung zeigte noch immer keinen Erfolg. Sir James hatte jedoch angeordnet, auch in der Dunkelheit nicht aufzugeben. Die Boote sollten weitersuchen.

Vielleicht waren in der Nacht die Chancen größer, die Dschunke zu finden, denn es konnte sehr gut möglich sein, daß sie das Bootshaus dann verließ. Denn was hatten unsere Gegner davon, wenn sie sich da versteckten?

Draußen wurde es dämmrig. Und wir warteten noch immer. Irgendwann sagte Suko: »Ich halte es nicht mehr aus. Ich bleibe nicht länger in diesem Büro. Ich…«

Das Telefon klingelte.

Wieder der Griff zum Hörer, wieder Hoffnung…

»Sinclair«, meldete ich mich.

Sir James wollte mich sprechen. Selbst ihm fiel es schwer, seine Erregung zu unterdrücken.

»Es gibt eine Spur«, sagte er.

Ich war wie elektrisiert. »Und?«

»Die Besatzung eines Polizeibootes hat auf der Wasserfläche seltsam helle Gegenstände entdeckt. Als sie näher heranfuhren, identifizierten sie die Gegenstände als Totenschädel.«

Ich schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Das ist es. Wir sind schon unterwegs.« Ich schleuderte den Hörer auf die Gabel und sprang auf.

Suko war schon an der Tür. Im Laufen erklärte ich ihm, worum es ging. Er nickte heftig.

Wir fuhren nicht nach unten, sondern ließen uns mit dem Lift hochschießen. Oben auf dem Dach wartete der Hubschrauber.

Allerdings ohne Pilot. Diesen Einsatz wollten wir selbst fliegen…

***

Shao sank in die Knie.

Diese mörderischen, kalten Totenklauen schnürten ihr die Luft ab.

Sie hatte alles vergessen, sie dachte nicht mehr daran, sich zu wehren, eine seltsame Lethargie war über sie gekommen.
Die Lampe rutschte ihr aus der Hand. Vor ihren Augen verschwamm die gräßliche Gestalt. Shao selbst wurde von einem wahren Fieber geschüttelt, und als sie endlich gegen diese Monstergestalt schlug, da besaß sie keine Kraft mehr.
Luft bekam sie kaum noch. Ihr Kopf schien um das Doppelte angeschwollen zu sein. Noch einmal riß sie sich zusammen, und noch einmal sah sie alles klar und deutlich.
Die beiden Gestalten ohne Kopf, die anderen, die auf dem Boden lagen – und das Licht, das plötzlich ihr Gesicht traf.
Dann zuckte die unheimliche Gestalt vor ihr zusammen. Wie ein Stromstoß ging es durch ihren Körper, die Klammer um Shaos Kehle löste sich, und die Hände rutschten an ihrem Körper entlang.
Der Torso schwankte.
Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, dann fiel er nach vorn und brach zusammen. Shao sprang hastig zur Seite, sonst wäre der Rumpf noch gegen sie geprallt.
Das zweite Monster hatte kehrt gemacht. Es lief mit staksigen Schritten wieder zurück, stolperte über die am Boden liegenden anderen Gestalten und blieb liegen.
Shao schnappte nach Luft. Obwohl der Gestank in diesem Verlies kaum auszuhalten war, kam er ihr vor wie der reinste Sauerstoff.
Endlich konnte sie wieder atmen und auch klar sehen.
Sie schaute auf einen Bekannten. Es war der dritte Chinese. Er hatte auch am Steuer des Wagens gesessen. Licht umspielte seinen Körper. Er stand in einer Wandöffnung genau gegenüber. Und durch die Luft zischte ein kleiner Gegenstand, der auf der Stirn des Mannes seinen Platz fand.
Es war der Schlangenpfeil. Er hatte das Monster getötet. Und zwar endgültig getötet, denn es lag vor Shaos Schuhen und rührte sich nicht mehr.
»Sie… sie hätten mich umgebracht«, flüsterte Shao und schüttelte sich. »Sie …«
»Komm her!« befahl der andere.
Als Shao nicht sofort gehorchte, wiederholte er seinen Befehl.
Diesmal mit wesentlich schärferer Stimme.
Da ging Shao.
Wie in Trance schritt sie voran. Ihre Füße schleiften über den Boden, der Blick war starr geradeaus gerichtet, sie wollte die Kopflosen nicht sehen.
Der Mann ließ sie vorbei.
Shao trat von der Dunkelheit ins helle Licht, das ihre Augen ein wenig blendete. Sie mußte sich erst daran gewöhnen, und als sie sich

dann umschaute, da konnte sie sich nur wundern.
Zwischen dem ersten und diesem Raum lagen Welten, was die Ausstattung anging. Ihre Schritte waren nicht mehr zu hören, weil sie auf Teppichen ging. Die Wände waren schwarz gestrichen.
Deshalb fielen die aufgemalten roten Schlangen besonders auf. Am Ende des Raumes befand sich eine weitere Tür, die jetzt von dem Chinesen geöffnet wurde, damit Shao weitergehen konnte.
Allerdings gestattete der Mann ihr noch keinen Blick in den dahinterliegenden Raum. Er hielt die Tür nur einen Spalt offen.
»Ich habe dich nicht aus lauter Menschenfreude gerettet«, erklärte er, »sondern aus einem anderen Grund. Du sollst Tschu Wang, den ehemaligen Mandarin und jetzigen Dämon, kennenlernen. Und er will dich sehen, denn schon damals hat er gern hübsche Frauen gehabt. Du wirst ihm allein gehören.«
Shao vernahm die Worte, aber sie setzte sie nicht um. Sie gingen in ein Ohr rein, an dem anderen wieder hinaus.
Der Chinese stieß die Tür noch weiter auf. Jetzt konnte Shao in den Raum hineinblicken.
Es brannte düsteres rotes Licht. Auch auf dem Boden lagen kostbare Teppiche. In der Mitte des Raumes jedoch stand ein hochlehniger Stuhl, der schon mehr an eine Sänfte erinnerte. Allerdings besaß sie kein Dach oder Seiten, die man abdecken konnte.
In der Sänfte saß Tschu Wang.
Noch war von ihm nicht viel zu sehen, weil das Licht doch etwas schwach strahlte. Shao mußte näher herangehen, was sie auch tat.
Schritt für Schritt bewegte sie sich weiter.
Allmählich schälten sich die Umrisse des Dämons hervor. Und dann blieb Shao stehen. Sie wurde steif wie ein Ladestock und hatte das Gefühl durchzudrehen.
Was sie zu sehen bekam, raubte ihr fast den Verstand.
Tschu Wang konnte man als Mischung zwischen Mensch und tierischer Kreatur bezeichnen.
Bis zur Hüfte war sein Unterkörper völlig normal. Was dann folgte, war der nackte Horror.
Der Oberkörper war nichts anderes als eine dicke, knallrote Schlange…

***

Das war der absolute Wahnsinn!
Etwas anderes fiel Shao nicht ein. So eine grauenhafte Gestalt hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Dieser Anblick reichte, um ihre Knie zittern zu lassen, und regelrechter Ekel stieg in ihr hoch. Es kostete sie eine ungewöhnliche Mühe, sich den Oberkörper dieses Dämons anzuschauen.

Sie hatte von Apep, der Höllenschlange, gehört. Natürlich war Tschu Wang nicht so groß, aber der Durchmesser des Schlangenleibs konnte mit dem eines Menschen durchaus standhalten. Es gab keine Arme, es gab keine Finger, aber zwei kleine, tückisch blickende Augen und ein gewaltiges Maul, das Tschu Wang jetzt aufklappte.

Shao bekam den zweiten Schock.

Noch nie hatte sie solch eine lange, giftgrüne Zunge gesehen, die vorn gespalten war. Sie sah aber auch die beiden Zähne. Hart und spitz stachen sie aus dem oberen Schlangenmaul. Und die Öffnung war so groß, daß Tschu Wang ein Reh oder ein Wildschwein verschlingen konnte.

Auch einen Menschen…

Das Maul klappte zu. Hinter sich hörte Shao das Geräusch einer schließenden Tür. Sie war jetzt von den untoten Kopflosen abgesperrt, doch dies hier war schlimmer.

Tschu Wang saß nicht ruhig. Hin und her wogte der Schlangenkopf, und die seltsam kleinen Augen fixierten Shao mit einer barbarischen Kälte. Sie ließen sie auch nicht los. Mal zuckte die Schlange vor, dann zog sie sich wieder zurück.

Als Shao nach hinten ging, da spürte sie plötzlich zwei Hände auf ihrer Schulter.

Es war der Chinese, der sie hereingeführt hatte. Er war noch geblieben und brachte seinen Mund dicht an Shaos Ohr. »Sieh dir sein Maul an. Tschu Wang verschlingt alles, auch Menschen.« Dabei lachte er böse und weidete sich an Shaos Entsetzen.

Mit einem Ruck stieß er sie wieder vor. Die Chinesin taumelte auf den Schlangendämon zu und riß instinktiv die Arme hoch, um ihr Gesicht zu schützen.

Tschu Wang lachte.

Shao schluckte. Zum erstenmal merkte sie, daß dieser Dämon eine Stimme besaß.

Sogar eine menschliche.

»Willkommen in meinem Reich«, sagte Tschu Wang. »Du bist Gast auf der Teufelsdschunke. Es muß für dich eine Ehre sein!«

Shao schüttelte den Kopf, was bei dem Schlangendämon einen Lachanfall hervorrief. »Meine Diener haben gut gearbeitet. Wie heißt du denn, meine Kleine?«

Shao bekam kein Wort heraus. Dafür stellte der Chinese sie vor.

»So, du heißt Shao. Nein, eine Shao habe ich noch nie gehabt, auch damals nicht, bevor man mich und meine Diener auf die Dschunke verbannte. Willst du die Geschichte wissen, kleine Shao? Soll ich sie dir erzählen, damit du begreifst?«

Zeit, damit kannst du Zeit gewinnen, dachte Shao, und sie nickte heftig.

Doch Tschu Wang redete noch nicht. Er wandte sich zuerst an seinen Diener. »Ich möchte mit meiner neuen kleinen Freundin allein sein. Du wartest draußen.«

Der Chinese mit der Schlange auf der Stirn nickte, verbeugte sich und verschwand.

Shao und das widerliche Monster blieben allein zurück. Eine grauenvolle Erscheinung mit dem Oberkörper einer Schlange, die sogar sprechen konnte.

Eigentlich gehörte so etwas ins Reich der Märchen oder Fabel, doch in diesem Fall war ein Märchen Wirklichkeit geworden. Und Shao glaubte sich auch zu erinnern. Hatte ihr Vater früher, als sie noch Kind war, nicht die Geschichte von einem verbrecherischen Mandarin erzählt, der an des Kaisers Stelle treten wollte, aber gehindert und verflucht worden war?

Ja, das stimmte. Shao erinnerte sich genau. So und nicht anders war es gewesen.

Und dann hörte sie fast die gleiche Geschichte aus dem Maul der Menschenschlange Tschu Wang.

»Ich wollte damals die Macht«, sagte Tschu Wang. »Ich allein. Aber da war noch ein Kaiser, der mir im Wege stand und beim Volk gut angesehen war. Deshalb beschwor ich die Götzen und Dämonen der Finsternis. Meine Anhänger und ich führten die finsteren Rituale durch, wir brachten die Menschenopfer, die nötig waren, um starke Dämonen aus ihrer Einsamkeit zu locken. Es gelang zum Teil. Bevor ich jedoch mächtig werden konnte, griff der Kaiser ein. Er hatte bemerkt, daß sein Stellvertreter gegen ihn spielte, und er hatte ein Komplott gegen uns geschmiedet. Wir fielen darauf rein. Eines Nachts, wir hatten uns auf der Teufelsdschunke versammelt, geschah es. Die Kaisertreuen überfielen uns, nahmen uns gefangen, und es war der Kaiser selbst, der uns noch auf dem Schiff aburteilte. Ich mußte zusehen, wie er meinen Leuten die Köpfe abschlug. Jeder kam an die Reihe. Der Kaiser persönlich nahm sein Schwert, und mein Kopf wurde auf den Richtblock gelegt. Weißt du, was geschah, Shao?«

Die Chinesin schüttelte den Kopf.

Da lachte Tschu Wang. »Ich steckte voll mit der Magie des Schlangengottes. Ich vertraute ihm und hatte auch keine Angst, meinen Kopf auf den Richtblock zu legen. Der Kaiser schlug zu. Er köpfte mich mit einem Streich, doch dann endlich reagierte der Schlangengott. Plötzlich wuchs ich nach. Alle konnten sehen, daß mein Kopf zur Seite rollte, aber der Schlangenkörper vom Bauch her hochwuchs. Der Kaiser und seine Getreuen wurden Zeuge, und das Grauen packte sie wie ein gewaltiger Sturmwind. Sie schauten zu, sie konnten nicht anders, als zuzuschauen, es war wie ein Fluch, der sie auf der Stelle bannte und erst später losließ. Dann aber flohen sie. So

schnell, wie es möglich war, verließen sie die Dschunke. Sie sprangen in ihre Boote und ruderten davon. Mich und meine geköpften Getreuen ließen sie auf der Dschunke zurück, die von nun an verflucht war. Wind kam auf, blähte das Segel und trieb uns davon. Die Haut fiel von den Schädeln ab, so daß blanke Knochen zum Vorschein kamen. Und diese Schädel sind es, die mich und das Schiff immer begleiten. Wir verschwanden in der Unendlichkeit der Teufelsreiche, wir schwebten zwischen den Zeiten, aber wir waren nicht vernichtet. Der Keim der roten Schlange lebte weiter. Und es gab im alten China noch Menschen, die an die rote Schlange glaubten. Viele Geheimbünde hat es im Laufe der Zeit gegeben. Manche sind ausgestorben, andere nicht. Dazu gehörte die rote Schlange. Jetzt, heute, erlebt sie die Widerauferstehung. Die Menschen haben sich wieder an sie erinnert, die rote Schlange ist auferstanden und wird ihren Siegeszug fortsetzen, das ist gewiß. Die Diener haben sich gefunden und zusammengeschlossen, so wie ich damals die Schlange beschworen habe, so beschworen sie mich, und wir kehrten zurück. Meine Getreuen und ich, die Kopflosen, die nicht verwesten, sondern ein untotes, unheilvolles Leben führten.«

Shao hatte zugehört. Sie glaubte Tschu Wang jedes Wort. Das war ja schrecklich, was dieser Dämon ihr da sagte. Sie selbst kam sich plötzlich unsagbar klein und hilflos vor. Erst in den letzten Minuten hatte sie erkannt, wie mächtig dieser Tschu Wang war.

»Und was willst du jetzt?« fragte sie.

»Die Macht. Eine Macht über Menschen und Städte. Daß ich in London bin, ist Zufall. Ebensogut hätte die Beschwörung auch in meiner alten Heimat durchgeführt werden können. Es wäre mir sogar lieber gewesen, aber ich nehme es, wie es kommt. Bald wird es dunkel sein, und dann verläßt die Teufelsdschunke dieses Bootshaus, um nach London hineinzufahren. Wir werden an Land gehen, und Angst und Schrecken verbreiten. So will es mein Plan, so führe ich ihn durch. Hast du verstanden, kleine Shao?«

Die Chinesin nickte. Ihr lag eine Frage auf der Zunge, sie traute sich aber nicht, sie zu stellen. Statt dessen erriet Tschu Wang ihre Gedanken.

Er lachte. »Ich weiß, was du sagen willst. Und ich werde dir eine Antwort geben, obwohl du die Frage nicht ausgesprochen hast. Du wirst mein Opfer sein. Dich werde ich verschlingen, um noch mehr an Kraft und Stärke zuzunehmen: Hast du verstanden?«

Shao nickte.

»Oder stellst du dich auf meine Seite?«

Sie schwieg.

Da lachte Tschu Wang. »Nein, du wirst dich nicht auf meine Seite stellen, das sehe ich dir an. Deshalb muß ich so reagieren. Dein Tod ist

gewiß. Ich weiß nur noch nicht, wann ich dich umbringe.« In den kleinen Schlangenaugen leuchtete es auf, der Oberkörper pendelte hin und her. Er näherte sich der angststarren Shao, die mit Schrecken auf das aufgerissene Maul schaute und die lange Zunge, die aus dem Rachen hervorschoß.

Der Tod sollte sie packen.

Shao zitterte.

Dann wurde sie gepackt. Bevor sie überhaupt reagieren konnte, hatte sich der Oberkörper um sie gewickelt, und Shao wurde von einer gewaltigen Kraft hochgehoben. Jetzt merkte sie deutlich, wie hilflos sie eigentlich war. Sie schwebte in der Luft, fühlte den Druck des Schlangenleibes, der sich noch mehr wand und drehte, und sah plötzlich das weit aufgerissene Maul dicht vor ihrem Gesicht.

Wie ein Schlund kam es ihr vor.

Die Zunge fuhr heraus. Giftgrün, gespalten, klebrig. Das merkte Shao, wie sie gegen ihr Gesicht klatschte und plötzlich auf ihrer Haut lag.

Sie zuckte, ekelte sich, und die Angst, von dem Maul verschlungen zu werden, wurde übermächtig. Plötzlich waren die Schatten da. Sie kamen so schnell, als würde jemand eine Decke über sie stülpen.

Tschu Wang und alles andere verschwammen vor ihren Augen, und Shao wurde zum zweitenmal an diesem Tag ohnmächtig.

Tschu Wang paßte das nicht. Er hätte sehr gern noch mit seinem Opfer gespielt. Statt dessen legte er es zu Boden und löste auch seinen Griff. Dann erhob er sich und schritt durch den Raum, wobei der Oberkörper hin- und herschwang.

Er verließ den Raum durch die Tür, die in die Kammer führte, wo die Geköpften lagen.

Shao blieb allein zurück.

Und irgendwann wurde sie wieder wach.

Da war einiges anders.

Shao befand sich allein in dem Raum. Sie war zwar dort, wo sie auch mit Tschu Wang gesprochen hatte, doch der Thron oder Stuhl war leer. Der Schlangenköpfige hatte sie allein gelassen.

Shao richtete sich auf. Sie erinnerte sich an das Gespräch mit diesem Dämon, und sofort kehrte auch die Angst wieder zurück.

Tschu Wang hatte davon gesprochen, daß die Teufelsdschunke während der Nacht auslaufen sollte.

Deshalb schaute sie zur Uhr.

Da erschrak sie abermals.

Wenn die Zeiger sie nicht getäuscht hatten, war es bereits dunkel, aber Shao merkte nichts davon, daß die Dschunke Fahrt aufgenommen hatte. Nach wie vor lag sie ziemlich ruhig auf dem Wasser.

Das änderte sich in den nächsten Minuten. Gedämpft nur drangen

Stimmen an ihre Ohren. Sie hörte auch Schritte. Oben auf dem Deck tat sich etwas.

Shao ging zur Seite und legte ihr Ohr gegen die Wand. Sie hoffte, so etwas besser hören zu können. Das war in der Tat der Fall. Die Stimmen wurden deutlicher, aber es gelang ihr nicht, einzelne Worte zu verstehen.

Dafür bewegte sich das Schiff. Es neigte sich leicht nach Backbord, das alte Holz ächzte und wimmerte. Wellen liefen an und schlugen klatschend gegen die Bordwand.

Für Shao gab es keinen Zweifel mehr. Tschu Wang hatte sein Versprechen wahrgemacht.

Die Teufelsdschunke nahm Fahrt auf.

Ihr Kurs: London!

Und plötzlich bekam Shao wieder Angst…

***

Unter uns sahen wir die Lichter der Riesenstadt. London im Dunklen. Hochbetrieb in Soho. Ein glitzerndes, flimmerndes, buntes Meer aus Glühleuchten, Lichtern und Strahlern. Ein fantastisches Bild, das ich jedoch nur kurz in mir aufnahm, denn Suko und ich hatten andere Sorgen.

Wir mußten die Dschunke stellen.

Ich flog.

Inzwischen hatte ich es gelernt, mit einem Hubschrauber umzugehen. Außerdem bereitete mir das Fliegen großen Spaß. Der von uns benutzte Hubschrauber konnte auch auf dem Wasser landen.

Und gerade das brauchten wir.

Wir flogen nach Südwesten. Unser erstes Ziel war die Themse, der breite Strom, der London teilte. Ausgerüstet waren wir gut. Wir hatten nicht nur unsere magischen Waffen mitgenommen, sondern auch noch Handgranaten.

Das hört sich im ersten Moment schlimm an, aber es war durchaus möglich, daß wir das Schiff in die Luft sprengen mußten. Ich sah keine andere Möglichkeit, es zu zerstören, natürlich erst dann, wenn alle Menschen gerettet waren, die sich darauf befanden. Wen sich dieser Tschu Wang alles als Opfer ausgesucht hatte, wußte ich nicht.

Zumindest Shao befand sich in seiner Gewalt. Ihre Befreiung war unser erstes großes Ziel.

Vor allem wollte sich Suko dafür einsetzen. Geduckt hockte er auf dem Sitz des Copiloten. Sukos Gesicht war eine Maske.

Ich ahnte, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn bewegten, sprach ihn aber nicht an, sondern ließ ihn in Ruhe.

Zudem hatte ich genug damit zu tun, auf die Meldungen zu achten, die mir per Funk durchgegeben wurden.

Die Themse!

Wir erreichten sie etwa in Höhe der Chelsea Bridge und sahen sie als dunkles Band, worüber sich die Brücke wie ein heller Lichtbogen abhob, denn sie wurde bei Dunkelheit von zahlreichen Scheinwerfern erleuchtet.

Auch fahrende Wagen sahen wir. Glitzernde Punkte, die schnell weghuschten.

Ich änderte den Kurs. Jetzt flogen wir in Richtung Westen und hielten uns dicht am Ufer. Belgravia und Chelsea lagen unter uns.

Wir konnten den Komplex des Chelsea Royal Hospitals sehen. Mehrere Bauten, die auch einen angeleuchteten Hubschrauberlandeplatz besaßen.

Man rief mich. Quäkend drang die Stimme eines Beamten an meine Ohren, der sich auf dem Polizeiboot befand.

»Keine besonderen Vorkommnisse, Oberinspektor. Die Dschunke hat das Bootshaus noch nicht verlassen.«

»Danke.«

»Wo befinden Sie sich jetzt?«

Ich gab meine ungefähre Position durch.

»Dann müßten wir sie in ungefähr drei Minuten sehen können, Sir!«

»Geben Sie Zeichen?«

»Wir lassen dreimal den Scheinwerfer kurz aufblitzen.«

»Verstanden. Ende.«

Ich konnte mich auf die Kollegen der River Police verlassen. Nicht zum erstenmal arbeitete ich mit ihnen zusammen. Die Leute von der Flußpolizei hatten sogar mal Tokata in voller Aktion erlebt, als Dr. Tod sich eine neue Helferin aussuchte – Lady X. Damals waren sie uns alle entkommen, obwohl ich die Hilfe der Flußpolizei in Anspruch genommen und wir unsere Gegner praktisch eingekreist hatten. Ich hoffte nur, daß dies kein schlechtes Omen für den heutigen Fall war.

»Noch nichts zu sehen«, meldete ich Suko.

Mein Freund nickte. »Habe ich mir gedacht.« Er räusperte sich.

»Bleibt es bei dem Plan?«

»Ja.«

Der Plan sah folgendermaßen aus. Wir wollten entweder auf dem Schiff oder auf dem Wasser landen. Beide Möglichkeiten kamen in Betracht. Es entschied dann die Situation, von welcher Möglichkeit wir Gebrauch machten.

Auf der Themse fuhren kaum Schiffe. Nur ab und zu hoben sich Lichter von der Wasserfläche ab.

Dann sah ich es dreimal aufblitzen.

Das Zeichen.

Ich meldete mich über Funk. »Habe verstanden.«

Das Polizeiboot hielt sich bewußt nicht sehr nahe am Bootshaus auf,

um keinen Verdacht zu erwecken. Die Beamten waren jedoch mit starken Nachtgläsern ausgerüstet und ließen das Objekt nicht aus den Augen. Dieses Polizeiboot war praktisch der Vorposten, andere befanden sich in der Nähe und warteten nur auf die Einsatzbefehle.

Dann – es waren vielleicht fünf Sekunden vergangen – bekam ich die Meldung, die mich elektrisierte.

»Objekt verläßt das Bootshaus!«

Jetzt hatten wir es!

Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Wir hatten darauf gebaut, daß die Dschunke das Bootshaus verlassen würde und auf den Fluß fuhr. Unser Plan schien aufzugehen. Nun kamen wir besser an das Schiff heran und konnten auch angreifen.

In den nächsten Sekunden flogen wir bereits über dem Wasser.

Zudem ging ich tiefer.

Suko hatte ich mit zwei Sätzen über die neue Lage informiert. Er nickte nur, schaute aber noch angestrengter durch die Scheibe.

Schon traf die nächste Information ein. »Objekt segelt flußaufwärts, der Wind steht ausgesprochen günstig.«

Flußaufwärts also. Das hieß, daß die Dschunke nach London hineinwollte.

»Ziehen uns zurück!«

»Verstanden, Ende«, sagte ich.

Im nächsten Augenblick ging ich noch tiefer. Wir schwebten etwa zwanzig Yards über der Wasseroberfläche. Das Polizeiboot hatte volles Licht gesetzt. Es kam uns entgegen.

Auch wir waren von der Besatzung gesehen worden. Der zuständige Offizier meldete sich über Funk.

»Das Objekt befindet sich etwa fünfhundert Yards flußabwärts. Viel Glück, Oberinspektor.«

»Danke.« Meine Stimme klang leicht kratzig.

Ich konzentrierte mich. Plötzlich merkte ich den Schweiß auf meiner Stirn, doch ich kam nicht dazu, mir jetzt noch trübe Gedanken zu machen, denn die Entscheidung nahte.

Suko, er hatte die schärferen Augen, entdeckte die Dschunke zuerst. »Da ist sie«, sagte er.

***

Mein Partner hatte sich nicht getäuscht. Die Teufelsdschunke lag tatsächlich unter uns.

Sie war ein monströses Gebilde und hob sich als gewaltiger Schatten von der Wasserfläche ab. Das Segel war gebläht. Wir sahen sogar den hellschimmernden Fleck, und als wir genauer hinschauten, erkannten wir den Totenkopf.

Einen fahlgelben Schädel, der uns wie ein Fanal des Bösen vorkam

und bald darauf verschwunden war, weil der Sichtwinkel für uns schlechter wurde.

Die Dschunke verschwand hinter uns.

»Drehen«, sagte Suko.

Das hatte ich sowieso vorgehabt und legte die Maschine in eine Schleife. Sie wurde ziemlich eng, und ich hatte für einen Moment Angst, daß wir abschmierten. Dann bekam ich den Hubschrauber wieder unter Kontrolle.

»Wo landen wir?« fragte ich.

Suko erwiderte nichts. Vielleicht hatte er die Frage nicht verstanden. Er schaute aus dem Fenster und versuchte, an Deck der Dschunke etwas zu erkennen.

»He, wo?«

Da drehte sich mein Partner um. »Nicht auf dem Wasser«, knirschte er. »Lande auf Deck!«

Ich schluckte. Der Chinese wollte direkt in die vollen gehen. Okay, meinetwegen.

Es war natürlich wesentlich schwieriger, eine Landung auf dem Deck der Dschunke zu versuchen. Wir hatten wenig Platz, zudem befand sich das Schiff in Fahrt, und die drehenden Rotorblätter konnten leicht in einen hochstehenden Gegenstand geraten.

»Das ist riskant«, sagte ich nach einigem Überlegen.

»Trotzdem.«

Suko wollte alles auf eine Karte setzen. Verständlich, denn die Sorge um Shao trieb ihn voran.

Ich dachte mehr an die Sicherheit, und als wir das Heck der Dschunke sahen, hatte ich das Gefühl, einen Schlag in den Magen zu bekommen.

Das Schiff war verdammt schmal.

Und es war einfach zu wenig Platz an Bord. Zudem schwankte die Dschunke.

Das schaffte ich nie. Ich würde vielleicht landen können, dann wäre es aber eine Bruchlandung gewesen.

Das sah auch Suko. »Wir packen das nicht«, bemerkte er und ballte die Hände.

»Dann eben auf dem Wasser!«

»Nein!« Die Antwort kam schnell, aber sie klang endgültig.

»Willst du springen?« Ich hatte mir sofort gedacht, was Suko vorhatte.

»Genau.«

Ich schaute meinen Freund kurz an. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt und wurde vom grünen Schimmer der Instrumentenbeleuchtung übergossen. Sukos Unternehmen war sehr riskant. Er setzte praktisch sein Leben aufs Spiel.

Ich konnte ihm kaum helfen, denn ich mußte mich um die Maschine kümmern.

»Was ist, John?« fragte er.

Ich nickte. »Okay, wenn du es auf dich nehmen willst, dann laß es uns versuchen.«

»Danke.«

Ich lachte freudlos. »Wofür?«

»Daß du mitmachst.«

»Wäre es umgekehrt, würdest du nicht ebenso reagieren?«

»Ja.«

»Na bitte.«

Danach schwiegen wir, denn nun mußten wir uns beide höllisch konzentrieren.

Ich drosselte die Geschwindigkeit, so daß ich nun noch um eine Idee schneller war als die Dschunke. Fast kam es mir so vor, als würden wir in der Luft stehen. Eine Täuschung nach dem vorherigen schnellen Flug.

Das unheimliche Schiff war nicht beleuchtet. Da brannte kein Licht an Deck, und wir konnten auch nicht sehen, ob sich irgendwelche Gegner dort aufhielten. Wenn ja, hatten sie sich sicherlich versteckt und hielten uns schon längst unter Kontrolle.

Schattenhaft sah ich einige Aufbauten. Der hohe Segelmast stach natürlich am deutlichsten hervor. Es gab allerdings auch das Ruderhaus, Schanzkleider sowie Auf- und Niedergänge. Ob im Ruderhaus jemand stand, war von unserer Position aus nicht auszumachen. Es spielte auch keine Rolle mehr, ich mußte jetzt zusehen, daß ich den Vogel ziemlich weit nach unten bekam.

Wir schwebten über dem Deck. Ich hatte jetzt die Geschwindigkeit des Hubschraubers der der Dschunke angeglichen. Das war ungeheuer schwierig, denn als so erfahren konnte ich mich noch nicht bezeichnen. Die Maschine sackte ein paarmal tiefer, so daß ich Angst bekam, sie würde auf die Planken krachen.

Suko stieß den Einstieg auf. Wind drang ins Cockpit und wühlte unsere Haare durch.

»Geh noch etwas tiefer, John!«

Verdammt, Suko verlangte viel von mir.

Ich tat es.

»So ist es gut.«

Das waren seine letzten Worte, denn er hatte den Satz kaum ausgesprochen, da stieß er sich ab.

Plötzlich sah ich ihn nicht mehr. Ich konnte auch nicht schauen, wo er gelandet war, denn ich mußte den Hubschrauber höherziehen, weil der Mast verflixt nahe vor der Kanzel auftauchte.

Sofort stieg die Maschine an. Ich zog sie nach rechts und schwebte

wieder über dem Wasser.
Um Suko aber machte ich mir Sorgen…

***

Der Chinese ließ sich fallen.
Die Planken schienen auf ihn zuzurasen, und im nächsten Augenblick erfolgte der Aufprall.
Suko war ein trainierter Karatekämpfer. Er wußte, wie man sich zu bewegen hatte. Er rollte seinen Körper zusammen, als er auf die Planken schlug.
Trotzdem trieb ihn die Wucht und Geschwindigkeit noch weiter, und zwar auf die Steuerbordseite zu.
Suko überschlug sich ein paarmal und wurde erst von der Reling aufgehalten.
Er blieb nicht liegen, sondern kam hoch und wechselte sofort seine Stellung.
Ein Blick über das Deck.
Da war nichts zu sehen. Kein Feind ließ sich blicken, und Suko atmete erst einmal tief durch. Er sah den Hubschrauber wegfliegen und hoffte, daß John das Richtige unternehmen würde, um ihm zu Hilfe zu kommen.
Dann zog er die Dämonenpeitsche hervor. Er schlug einmal einen Kreis, und die drei Riemen glitten schlangengleich hervor. Diese Waffe würde ihm gute Dienste erweisen, das war ihm jetzt schon klar. Und natürlich sein Stab, den ihm der Abt des buddhistischen Klosters übergeben hatte.
Suko hielt sich dicht an der Reling, als er sich weiterbewegte. Er hätte nicht gedacht, daß die alte Dschunke so schaukeln würde.
Suko mußte breitbeinig gehen, um das Gleichgewicht halten zu können.
Sein Ziel war das Ruderhaus. Das Schiff mußte gesteuert werden, und mein Partner ging davon aus, daß er im Ruderhaus jemanden finden würde, der ihm bestimmt weiterhalf.
Als Suko sein Ziel erreichte, machte er die erste Entdeckung, die seinen Plan über den Haufen warf.
Das Ruderhaus war leer.
Er sah das große Steuer mit den alten Griffspeichen, die schon zum Teil verfault waren, aber er sah keinen Steuermann, der das Rad in den Händen hielt.
Die Dschunke segelte von allein.
Schwarze Magie!
Etwas anderes konnte nicht im Spiel sein, das gab Suko zu.
Er starrte sekundenlang in das völlig leere Ruderhaus. Das Holz roch faulig, es zeigte Schimmel und war bereits in den Zustand der

Verwesung übergegangen.
Hier gab es für ihn nichts mehr zu holen.
Suko drehte sich wieder um. Er wollte das Ruderhaus verlassen und stand schon halb draußen, als er verharrte.
Von dieser erhöhten Stelle aus besaß er einen guten Überblick. Er konnte das Deck sehen, den Segelmast, und er sah die Gestalten, die unter ihm standen.
Sie mußten wie die Schatten gekommen sein. Schnell, lautlos. Und jetzt hatten sie ihn.
Suko spürte einen Stich in der Herzgegend, das einzige Zeichen der Überraschung. Wenn er korrekt gezählt hatte, kam er auf die Zahl fünf. Eine fünffache Übermacht also, nicht mit normalen Waffen bestückt, aber das brauchten die Kerle auch nicht, denn die Schlangen auf ihren Stirnen waren gefährlich genug.
Sie sprachen nichts, sondern standen nur stumpf da. Ihre Gesichter waren blasse Flecken in der Dunkelheit, doch auf den Stirnen leuchtete das blutrote Fanal.
Suko vernahm das Knattern des Segels und das Klatschen der Wellen.
Tief atmete er durch.
Ein Kampf war unvermeidlich. Suko wollte sich stellen, und er hatte sich gestellt.
Dann machte er den ersten Schritt.
Im gleichen Augenblick reagierten seine Gegner.
Plötzlich lösten sich zwei blutrote Schlangen von ihren Stirnen…

***

Damit konnten sie Suko nicht überraschen. Der Chinese hatte damit gerechnet und reagierte entsprechend. Er duckte sich, ein rascher Sprung nach vorn, und mit seinem vollen Gewicht prallte er auf die Trittstufen der kleinen Treppe. Das Holz hielt diese Wucht nicht aus und zersplitterte. In einem Trümmerregen landete der Chinese auf dem Deck, doch die beiden Schlangen hatten ihn verfehlt.
Sofort spritzten die fünf Kerle auseinander. Sie waren nicht schnell genug für Suko. Die Riemen der Dämonenpeitsche pfiffen durch die Luft, und als erster bekam einer der Typen die Waffe zu spüren, von dessen Stirn die Schlange gestartet war.
Der Mann schrie auf, torkelte über das Deck und brach zusammen. Gleichzeitig verging auch die Schlange, die gedreht hatte und auf Sukos Rücken zielte. Als Staubschleier zerfiel sie.
Blitzschnell wechselte der Chinese seine Stellung. Die zweite Schlange hatte ihn schon fast erreicht. Nur durch seine schnelle Reaktion erreichte Suko, daß sie ihn verfehlte und neben ihm in die Decksplanken hieb.
Sofort schlug Suko zu.

Drei Riemen trafen voll. Augenblicklich löste sich der Schlangenpfeil auf, und sein Träger stieß einen gellenden Schrei aus, bevor er zusammenbrach.

Noch drei Gegner.

Suko gewann langsam Oberhand.

Doch die drei machten es ihm nicht leichter. Sie hatten gesehen, was mit ihren Kumpanen geschehen war und suchten sich entsprechende Deckungen aus.

Plötzlich war das Deck leer.

Aber sie lauerten.

Das wußte Suko sehr genau. Er machte sich klein, als er seinen Weg weiter suchte.

Dabei kam er auch an einem der auf den Planken liegenden Männer vorbei.

Der Diener der roten Schlange lag auf dem Rücken. Suko schaute ihm ins Gesicht und erkannte sofort, daß ihm nicht mehr zu helfen war. Der Mann lebte nicht mehr. In seiner Stirn befand sich ein Loch, das die Umrisse des Schlangenpfeils aufwies.

Der zweite Mann lag ein paar Schritte weiter. Sein Gesicht konnte Suko nicht sehen, da er ihm den Rücken zuwandte. Doch der Chinese nahm an, hier einen Toten vor sich zu haben.

Hastige Schritte.

Suko hörte sie und blieb stehen.

Ein Blick nach links.

Er sah einen Gegner, wie dieser auf den Segelmast zulief und dahinter Deckung nehmen wollte. Dabei mußte er ziemlich nahe an Suko vorbei, wenn er die Richtung nicht änderte.

Blitzschnell packte Suko ein auf dem Deck liegendes Stück Holz und schleuderte es dem Laufenden gezielt zwischen die Beine. Der Mann fiel hin.

Bevor sich Suko um ihn kümmern konnte, war ein zweiter da.

Und er hielt eine Kette in der Hand. Mochte der Teufel wissen, wo er sie aufgetrieben hatte. Der Kerl stand etwas erhöht und sprang auf Suko zu. Gleichzeitig löste sich die Schlange von seiner Stirn.

Suko schwebte plötzlich in Lebensgefahr und mußte sich innerhalb eines Sekundenbruchteils entscheiden.

Beide schlugen zu.

Suko mit der Peitsche, der andere mit der Kette.

Und beide trafen.

Der Schlangenpfeil wurde durch die Dämonenpeitsche zerstört.

Die Kette traf Suko am Hals, an der Schulter und auf der Brust. Er spürte den Schmerz, wurde zurückgeschleudert und sah auch die Wunde, die die Kette gerissen hatte.

Sie befand sich am Hals.

Neben Suko fiel die Eisenkette zu Boden. Blitzschnell hob der Chinese sie auf und schleuderte sie dem nächsten Gegner entgegen.

Es war der, der über das Stück Holz gestolpert war.

Er bekam die Kette voll mit, bevor er Suko noch erreicht hatte. Das schwere Wurfgeschoß schleuderte ihn zu Boden, und im nächsten Augenblick war Suko über ihm.

Ein Schlag mit der Peitsche.

Der Schlangendiener riß noch die Arme hoch, doch er konnte nicht vermeiden, daß ihn die Riemen quer über sein Gesicht trafen. Er zuckte noch einmal hoch und verging.

Das waren keine Menschen mehr, sondern voll integrierte Dämonendiener, die nicht mehr menschlich dachten, denn mit dieser Schlange im Hirn hätten sie nicht leben können.

Blieb noch einer.

Suko sah ihn, wie er weglief. Der Kerl wollte mittschiffs verschwinden, blieb noch einmal stehen, bückte sich und schaute dem Chinesen entgegen, der die Verfolgung aufgenommen hatte.

Und dann tappte Suko in die Falle.

Der Schlangendiener war raffiniert. In der Dunkelheit hatte er die Luke aufgezogen, durch die Shao schon gefallen war. Suko sah das Loch zu spät, trat hinein und fiel den kopflosen Untoten genau in die fangbereiten Arme…

***

Der Hubschrauber dümpelte auf dem Wasser. Ich hatte ihn gelandet und war umgestiegen auf das Polizeiboot.

Sein Kommandant stellte sich als Sergeant Windsor vor. »Haben Sie Befehl, Sir?«

Ich nickte. »Zur Dschunke.«

»Aye, aye, Sir!« Windsor machte kehrt und gab die entsprechenden Anordnungen.

Die Maschinen bekamen Stoff. Eine Welle schob sich wie ein weißer Bart am Bug des Schiffes hoch und zerlief schäumend an den beiden Seiten.

Ich wollte unbedingt an Bord der Dschunke, denn ich konnte Suko nicht allein lassen.

»Scheinwerfer!« rief ich.

Schon strahlten die hellen Lichtfinger auf. Sie glitten über die Wasserfläche, warfen blitzende Reflexe auf die dunkle, wogende Fläche, tasteten sich weiter und rissen die Dschunke aus der Finsternis.

Der Sergeant verstand seinen Job. »Halbe Kraft!« rief er.

Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

»Längsseits gehen!«

Die Männer verstanden ihr Handwerk wirklich.

Kaum hatte der Sergeant die Worte ausgesprochen, als der Polizeikreuzer seinen Bug herumschob und sich im rechten Winkel der langsam dahinschaukelnden Dschunke näherte.

Ich stand am Bug des Schiffes. Mein Herz klopfte ziemlich laut. In meinen Jackentaschen spürte ich das Gewicht der Handgranaten. Sie waren das letzte Mittel, das ich einsetzen wollte.

Ich schaute zur Dschunke, die immer größer wurde, je näher wir herankamen. Mein Hals wurde trocken, der Herzschlag beschleunigte sich. Von Suko hatte ich noch keine Spur gesehen. Er hätte doch das Licht zumindest entdecken müssen, aber er ließ sich auf Deck nicht blicken. Hatte man ihn ausgeschaltet oder befand er sich unter Deck?

Viel zu langsam verging die Zeit. Abermals schallten Befehle über Deck, und der Polizeikreuzer drehte so bei, daß er parallel mit der Dschunke fuhr. Die Geschwindigkeit wurde noch stärker gedrosselt.

Plötzlich standen Beamte neben mir. Sie hielten Enterleinen in den Händen, die mit gekrümmten Haken beschwert waren, damit sie sich am Schiffsrumpf festklammern konnten.

»Jetzt!« erklang der Befehl.

Zwei Männer warfen die Haken. Man sah es ihren Bewegungen an, daß sie dies oft geübt hatten. Die Haken flogen durch die Luft, drehten sich und verkeilten sich im Schanzkleid der unheimlichen Dschunke.

Die Männer prüften die Festigkeit.

Alles klar.

»Wollen Sie?« fragte mich Sergeant Windsor.

Und ob ich wollte. »Sie und Ihre Männer bleiben vorerst zurück«, wies ich ihn an.

»In Ordnung, Sir!«

Ich packte das erste Seil. Wie ein Turner schwang ich mich hoch.

Meine Hände griffen immer weiter zu und umkrallten das rauhfaserige Seil. Meine Beine pendelten in der Luft. Ich hing jetzt zwischen den beiden Booten über dem Wasser.

Natürlich wurden die Schwankungen der Boote auch auf das Seil übertragen. Nicht nur einmal machte ich unsanft Bekanntschaft mit der Bordwand der Dschunke, aber ich ließ nicht los, sondern hangelte mich weiter voran.

Wenn jetzt oben an der Reling einer der Schlangendiener auftauchte, konnte er mich mühelos ausschalten. Schnell verwarf ich den Gedanken wieder und machte weiter.

Ich kam höher.

Die letzten Griffe, dann hatte ich die Strecke hinter mich gebracht.

Geschafft!

Plötzlich konnte ich aufatmen und schwang mich über die Reling, um an Bord des Schiffes zu gelangen.

Sofort fiel mir der faulige Geruch auf. Es roch nach altem Holz und Schimmel.
Wo steckten die Gegner?
Ich sah sie nicht, sosehr ich meine Augen auch anstrengte. Nur noch Restlicht fiel von den Scheinwerfern des Polizeibootes über Deck. Es gab mehr Schatten als Licht, und überall im Schatten konnten meine Gegner lauern.
Vorsichtig richtete ich mich auf. Die Beretta hielt ich schußbereit, ebenso das Kreuz.
Die Frage war nur, ob mir beides half, denn meine Gegner entstammten einer anderen Mythologie.
Fast wäre ich über einen am Boden liegenden Balken gestolpert.
Ich hob ihn auf.
Da hörte ich die Kampfgeräusche. Sie klangen weiter vor mir auf, und ich vernahm auch einen Fluch.
Suko! Ich lief los.
Drei Schritte weit ließ man mich kommen, dann sah ich den sich bewegenden Schatten links von mir und entdeckte den mörderischen Pfeil, der auf mein Gesicht zielte…

***

Mit seinem vollen Gewicht fiel Suko in die Tiefe und krachte auf die kopflosen Zombies. Sie hatten den Chinesen auffangen wollen, was ihnen aber nicht gelungen war, denn die Wucht des Aufpralls schleuderte die Monster zu Boden.
Auch Suko fiel. Aber er war schneller auf den Beinen als seine Gegner. Und er war bewaffnet.
Bevor die Kopflosen sich versahen, hatte Suko zugeschlagen. Mit der Dämonenpeitsche erledigte er den ersten Gegner, der beide Arme hochriß, nach hinten kippte und zerfiel, wobei er einen gräßlichen Gestank verbreitete.
Suko grinste hart. Wie ein rächender Engel stand er dort im Halbdunkel und ließ die Gestalten kommen.
Wieder klatschte es. Und noch einmal.
Durch die Schläge mit der Peitsche wurden die Untoten durch die Luft geschleudert und krachten dumpf zu Boden.
Suko griff selbst an. Er kam wie ein Unwetter über sie, legte all seinen Haß und seine Wut in die Schläge. Er zerstörte die unseligen Körper und war eingehüllt in eine nach Pestilenz und Schwefel stinkende Wolke.
»Fahrt zur Hölle, Ihr Teufelspack!« knirschte der Chinese und nahm sich den letzten vor.
Der war bis gegen die Wand getorkelt. Aus seinen Schultern ragte der Halsstumpf hervor. Das Fleisch wirkte grau.

Die drei Peitschenriemen klatschten genau auf den Stumpf. Der Untote ohne Kopf zuckte hoch und brach dann, wie vom Blitz gefällt, zusammen. Suko wischte über seine Stirn.

Geschafft.

Nur – wo steckte Shao?

Er rief ihren Namen.

Im gleichen Augenblick erzitterte vor ihm die Wand unter einem heftigen Schlag. Dann brach eine Tür auf, und Suko konnte in den dahinterliegenden Stauraum blicken.

Dort sah er Shao.

Aber sie war nicht allein.

Tschu Wang befand sich bei ihr. Und sein schlangengleicher Oberkörper hielt das Mädchen umklammert, wobei sich das weit aufklaffende Maul dicht vor Shaos Kopf befand…

***

Auf dem Polizeiboot wartete man in fieberhafter Spannung.

Sergeant Windsor hatte auch mit den anderen Booten Kontakt aufgenommen und eine Lagemeldung durchgegeben.

Die übrigen Boote waren näher gekommen. Sie hatten einen Ring gezogen.

Wohl jeder der Männer wäre gern an Bord der Dschunke geklettert, aber sie hatten den Befehl, sich zurückzuhalten, und danach richteten sie sich.

Niemand von ihnen dachte mehr an die Totenschädel, die sie zuvor gesehen hatten. Aber die waren nicht verschwunden, sondern hielten sich nur unter Wasser versteckt.

Jetzt tauchten sie wieder auf.

Es war ein makabres Bild, als einer nach dem anderen aus der dunklen Wasserfläche schoß, auf den Wellen hüpfte und weitergetragen wurde, einem neuen Ziel entgegen.

Dem Polizeiboot!

Die Totenschädel wollten es in Besitz nehmen, und sie schafften es.

An der nicht unter Beobachtung stehenden Seite des Schiffes wuchteten sie sich aus dem Wasser. Mit solcher Kraft und auch so hoch, daß sie die Reling übersprangen.

Dann lagen sie auf Deck.

Zufällig nur wandte einer der Männer den Kopf. Seine Augen wurden groß, als er den Schädel sah, der langsam auf ihn zurollte.

»S… Sir …«, keuchte er.

Sergeant Windsor drehte sich um.

Auch er wurde von dem Anblick regelrecht getroffen. Das hatte er noch nie gesehen. Totenschädel, die sich bewegten. Unmöglich war so etwas. Und doch eine Tatsache.

»Was… was machen wir, Sir?«
»Schießen Sie!« Windsor machte es vor. Er riß seine Dienstwaffe hervor, zielte und feuerte.
Die Kugel hieb in den Schädel, aber sie zertrümmerte ihn nicht, sondern sprang ab und fuhr als Querschläger über Deck, wobei sie noch gegen einen Eisenpfosten prallte und die Männer Glück hatten, daß niemand von ihnen verletzt wurde.
Weitere Schüsse peitschten auf.
Schädel wurden getroffen, aber nicht zerstört.
»Das ist Wahnsinn!« kreischte ein noch junger Polizist und schleuderte seine Waffe weg.
Auch den älteren Kollegen steckte die Angst in den Knochen. Sie suchten schon nach Deckungen, einige wirkten auch so, als wollten sie über Bord springen, als ein Ereignis eintrat, das schlagartig alles veränderte.
Die Schädel zerfielen.
Buchstäblich von einer Sekunde zur anderen lösten sie sich auf, zersprangen und wurden zu Staub, der auf den Decksplanken liegenblieb und, vom Wind erfaßt, über Bord geweht wurde.
Niemand begriff. Die Männer standen da, schauten sich gegenseitig an und hoben die Schultern.
Dabei war es Suko, der sie gerettet hatte. Durch seine Aktion hatte er auch die unselige Allianz zwischen den kopflosen Körpern und den Schädeln zerstört.
Die Männer waren gerettet und wußten nicht wieso.

***

Die Bewegung war ein reiner Reflex.
Vielleicht hätte ich auch noch ausweichen können, vielleicht auch nicht. So riß ich gedankenschnell den Arm mit der Holzlatte hoch und hatte wirklich unwahrscheinliches Glück.
Der Schlangendolch hieb in das Holz, bevor er mein Gesicht treffen konnte.
Ich schlug mit der Latte zu.
Und ich traf den Diener der roten Schlange am Kopf. Er wurde zurückgeschleudert, ruderte mit den Armen und fand sein Gleichgewicht wieder.
Der Dolch steckte noch immer im Holz.
Ich rechnete damit, daß er ihn rein durch gedankliche Kraft lösen konnte, wechselte die Schlagwaffe in die Linke und zog mit der Rechten die Pistole.
»Wag es nicht!« warnte ich ihn.
Da hörte ich die Schüsse. Sie klangen vom Polizeiboot her auf, und wir beide wurden abgelenkt. Auch der Chinese vor mir vernahm sie.

Unsicherheit zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, das mit dem schlangenartig geformten Loch in der Stirn mehr als makaber aussah. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Aber ich wußte es.

Zwei Sprünge brachten mich zu ihm. Er riß noch beide Arme hoch, doch er war nicht schnell genug. Mein erster Schlag mit der Waffe zertrümmerte seine Deckung. Der zweite Hieb schickte ihn ins Reich der Träume.

Schwer krachte er auf die Planken und blieb mit ausgestreckten Armen liegen.

Ich aber starrte auf meine Schlagwaffe und die darin steckende Schlange.

Wie sollte ich sie zerstören?

Da fiel mir die Gemme ein. Sie entstammte keiner direkt christlichen Mythologie, besaß jedoch weißmagische Kraft. Zum Glück hatte ich den Stein mitgenommen. Rasch holte ich das flache Stück hervor, das graugrün schimmerte und auf seiner Oberseite eine Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biß.

Der ewige Kreislauf der Welten war damit symbolisiert. Schlange gegen Schlange.

Wer würde siegen?

Ich hielt die Gemme gegen die in der Holzlatte steckende Schlange. Ein Zischen, ein Funkensprühen und ein Schrei.

Der Bewußtlose fuhr plötzlich hoch, preßte seine Hände gegen die Stirn, blieb für ein, zwei Herzschläge stehen und fiel dann zusammen. Tot blieb er liegen.

Damit hatte ich nicht gerechnet.

Dann erinnerte ich mich wieder an die Schüsse. Sie waren zwar verstummt, trotzdem wollte ich sehen, was auf dem Wasser losgewesen war und schaute über die Bordwand.

Die Männer standen auf dem Boot. Irgendwie ratlos.

»Alles klar?« rief ich.

»Jetzt schon«, antwortete mir der Sergeant durch ein Megaphon.

Ich war beruhigt. Sorgen jedoch machte ich mir wegen Suko und auch Shao.

Wie mochte es den beiden ergangen sein?

***

Shaos Gesichtszüge schienen eingefroren zu sein. Suko hatte noch nie solch einen Ausdruck in ihrem Gesicht gesehen, und der bloße Anblick schnitt ihm ins Herz.

Angst, Schrecken und Entsetzen hatten aus dem hübschen Gesicht eine Maske gemacht.

Der Chinese blieb stehen. Er wußte genau, daß jeder Schritt den Tod

seiner Freundin bedeuten konnte. Und das Risiko wollte er auf keinen Fall eingehen.

Tschu Wang begann zu sprechen. »Was willst du hier?«

»Dich töten und sie befreien!«

Der Schlangenmensch lachte, wobei er sein Maul noch weiter aufriß. Jetzt paßte sogar ein Mensch hinein. »Sie gehört mir, und mich kannst du nicht töten.«

»O doch, ich werde es dir beweisen!«

»Nichts wirst du!« keifte Tschu Wang. »Du wirst bald zu mir gehören, aber erst nachdem ich sie, deine Freundin, vertilgt habe.« Er lachte häßlich.

Suko blieb fast das Herz stehen. Er schaute in Shaos Gesicht und sah das stumme Flehen in ihren Augen. Das Mädchen hatte alle Hoffnungen in Suko gesetzt. Wie sollte er es schaffen, sie nicht zu enttäuschen?

Der Stab!

Das war die einzige Rettung. Zu einem Überraschungsangriff konnte es nicht kommen, der andere würde zuschnappen. Und wenn die Zeit angehalten war, mußte es Suko gelingen, innerhalb der fünf Sekunden Shao aus den Armen der Schlange zu winden.

Voll konzentrierte er sich auf die vor ihm liegende schwere Aufgabe. Er vermeinte auch Schüsse zu hören, aber er achtete jetzt nicht mehr darauf. Shao war wichtiger.

Sukos Hand rutschte unter die Jacke. Hoffentlich drehte Tschu Wang jetzt nicht durch.

Nein, er fragte nur: »Willst du mich erschießen?«

»Vielleicht.«

»Du kannst es ja probieren.«

Da hielt Suko den Stab in der Hand. Das bewußte Wort sprang ihm fast von selbst über die Lippen, und in den nächsten Sekunden erstarrten Shao als auch das Monster.

Nur Suko bewegte sich.

Und wie!

Zwei gewaltige Sprünge brachten ihn zu seinem Gegner. Er packte zu, bog den Schlangenkopf mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft zur Seite und schob seine Arme unter Shaos Achseln.

Dann zog er.

Es war ein verzweifelter Kampf gegen die Zeit und gegen die Gewalt, mit der Tschu Wang festhielt. Aber Suko schaffte es. Er bekam Shao frei. Mit ihr in den Armen taumelte er zurück, und da war die Zeit bereits vorbei.

Tschu Wang bewegte sich wieder.

Blitzschnell ließ Suko seine Freundin zu Boden gleiten. Und dann griff er zum letzten Mittel. Seine Hand fuhr in die Tasche und holte

die Granate hervor.

Gleichzeitig begann Tschu Wang zu schreien. »Du verdammter Hundesohn, und ich kriege dich doch!«

Suko zog den Stift ab, machte die Granate scharf.

Der schlangengleiche Oberkörper Tschu Wangs wuchtete auf den Chinesen zu. Weit klaffte das Maul auf, es wollte Suko regelrecht verschlingen.

Der Chinese konnte es gar nicht verfehlen, als er die Granate schleuderte.

Er warf das gefährliche Höllenei, das noch mal gegen den Oberkiefer prallte und dann im Schlund der Schlange verschwand. Tschu Wang bäumte sich auf. Suko wußte nicht, ob er gemerkt hatte, was mit ihm geschehen war, er hechtete zur Seite und warf sich über Shao, damit er sie mit seinem Körper decken konnte.

Im nächsten Augenblick explodierte die Granate. Die Detonation hörte sich dumpf an, aber die Druckwelle war mörderisch. Sie zerfetzte den Leib des Schlangenmenschen, zerriß ihn in mehrere Teile.

Noch eine andere Wirkung hatte die Explosion gehabt. Der Boden wurde aufgerissen.

Plötzlich strömte Themsewasser in den Stauraum. Gurgelnd und schäumend schwemmte es sofort um Sukos Füße.

Das war der Zeitpunkt, als ich am Rand der Luke erschien und Sukos Namen schrie.

Der Chinese antwortete mir schwach. »Ich komme, John!«

Drei Sekunden später war er da. Mit Shao auf den Armen. Ich sah, daß sie lebte. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Das Schiff sinkt!« brüllte Suko zu mir hoch.

Ich wußte, was zu tun war. »Reich mir Shao hoch!« schrie ich.

Er tat es. Ich hatte mich hingekniet, streckte meine Arme aus und hielt das zitternde Mädchen fest.

Dann kam Suko. Er schaffte es mit einem Sprung, während unter ihm das Wasser seinen Weg suchte und immer höher stieg. Die Wucht des strömenden Wassers riß Planken aus der Verankerung und schuf immer mehr Platz, um nachfolgende Fluten hereinzulassen.

Wir hetzten zur Reling.

»In den Fluß«, sagte Suko und nahm mir Shao ab. Bevor ich mich versah, kletterte er auf die Reling und stieß sich ab.

Ich tat es ihm nach.

Kaltes Themsewasser schlug über mir zusammen. Als ich auftauchte, hingen Suko und Shao schon im Rettungsring, während bereits die beiden Taue gekappt waren.

Ich schwamm aus eigener Kraft auf das Polizeiboot zu und ließ mir an Bord helfen.

Wir entfernten uns von der Dschunke und sahen zu, wie sie langsam versank.

Ein letzter Strudel noch und dann ein paar Planken, die auf der Wasserfläche schwammen.

Der Sergeant erzählte mir die Geschichte von den Totenköpfen und fragte, was ich davon hielte.

»Haben Sie das nicht geträumt?« erkundigte ich mich.

»Auf keinen Fall, Sir.«

»Nehmen Sie trotzdem an, es wäre so gewesen«, erwiderte ich lächelnd, ließ ihn stehen und ging zu Shao und Suko, die längst auf mich warteten.

Der Sergeant jedoch verstand die Welt nicht mehr. Aber das war sein Problem.

***

Shao erholte sich schnell von dem Schock. Sie berichtete noch auf dem Boot, was ihr widerfahren war. Und so erfuhren wir die Geschichte dieses teuflischen Mandarins.

Der hätte es wirklich geschafft und in London eine Schreckensherrschaft errichtet. Die rote Schlange existierte nicht mehr. Geblieben waren unsere anderen Gegner. Und mit denen hatten wir Ärger genug, da brauchten wir nicht noch neue Sekten oder Geheimbünde. Aber das waren mehr Wunschgedanken. In Erfüllung gehen würden sie nie…

ENDE